

Grey Scale #13



Part Code 811316

DANES-PICTA.COM

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19

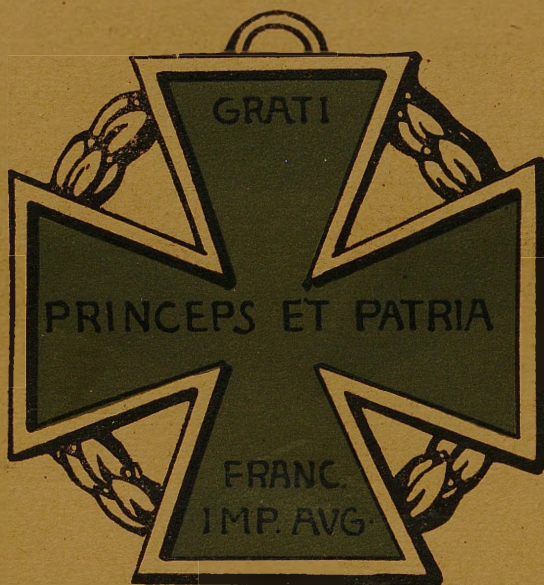


General d. J. von Woinovich und Major Veltzé

1813—1815

Österreich in den Befreiungskriegen

2. Band



Die Tage von Dresden 1813

Von Oberleutnant Glaise von Horstenau

Wien und Leipzig, U. Edlinger's Verlag, 1911



Colour Chart #13

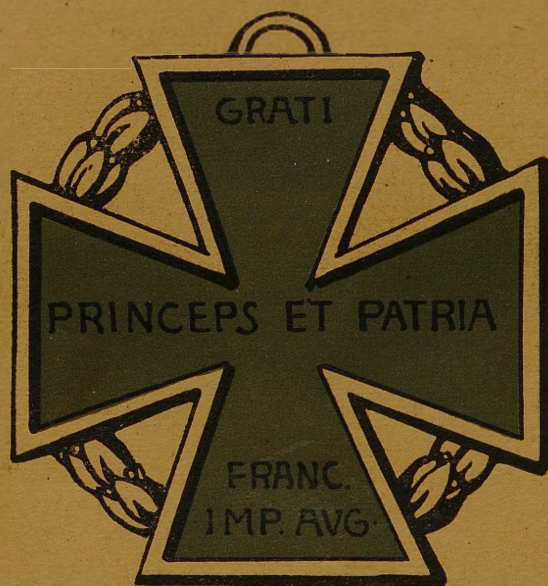
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

DANES-PICTA.COM

General d. J. von Woinovich und Major Beltzé
1813—1815

Österreich in den Befreiungskriegen

2. Band



Die Tage von Dresden 1813

Von Oberleutnant Glaise von Horstenau

Wien und Leipzig, A. Edlinger's Verlag, 1911

Die Tage von Dresden 1813

1813—1815 Österreich in den Befreiungskriegen

Unter Leitung Sr. Erz. des Geheimen Rats
General der Infanterie Emil v. Woinowich

herausgegeben und redigiert von

Major Alois Veltzé



Zweiter Band

Die Tage von Dresden 1813

Wilhelm Łyczkowski
Privat-Bibliothek.

G. Nro. _____ F. Nro. _____

Wien und Leipzig
A. Edlinger's Verlag
1911

Die
Tage von Dresden
1813

Von

Oberleutnant Glaise von Horstenau

Mit 15 Bildern und einer Karte



Wilhelm Lyczkowski
Privat-Bibliothek.

H. Nro.

F

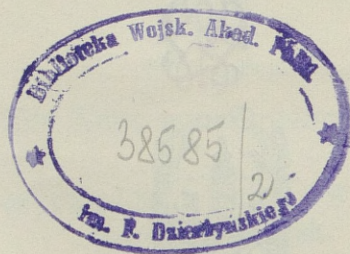
Nro.

Wien und Leipzig

A. Edlinger's Verlag

1911

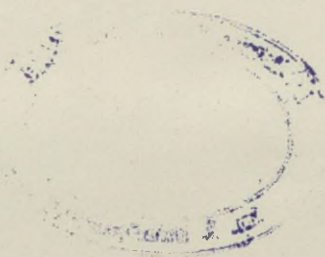
Alle Rechte insbesondere das
der Uebersetzung vorbehalten



Seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit
dem durchlachtigsten Herrn Erzherzog

Franz Ferdinand

ehrfurchtsvollst gewidmet





Inhaltsverzeichnis.

| | Seite |
|---|-------|
| Der Imperator und seine Armee | 1 |
| Im österreichischen Lager | 23 |
| Der Marsch nach Dresden | 60 |
| Die Schlacht bei Dresden | 93 |
| Von Dresden bis Kulm | 139 |
| Anhang | 144 |

□ □ □



Wilhelm Lyczkowski
Privat-Bibliothek.

A. No. _____ F. _____ No. _____

Der Imperator und seine Armee.

Prag und Dresden, die zwei prächtigen Königsstädte im Herzen Europas, waren am 10. August 1813 die Brennpunkte der Welt. In Prag ging der Kongreß zu Ende; jener Kongreß, der anscheinend bestimmt war, dem Erdteil den langersehnten Frieden zu bringen, der in der That aber den Mächten nur eine kurze Gnadenfrist zur Vorbereitung für den großen Kampf um Sein und Nichtsein zu bieten hatte. Als vom 10. auf den 11. August 1813 von den Kirchen der hunderttürmigen Stadt die Mitternachtsstunde verkündet wurde, entschied sich das Schicksal Europas. Napoleons Friedensbote war ausgeblieben, die Gesandten Preußens und Rußlands erklärten ihr Kongreßmandat für abgelaufen. Am andern Morgen sahen die Bewohner von Prag den Telegraph auf dem Generalkommandogebäude in unausgesetzter Bewegung. Und auf den nordwestlichen Grenzgebirgen stiegen Rauchzeichen empor, sehnsüchtig erwartet von den preußischen und russischen Korps, die zur Verstärkung der im Norden Böhmens versammelten österreichischen Hauptarmee bestimmt waren. Die große Stunde war da.

Auch für Dresden wurde der 10. August ein denkwürdiger Tag. Der Kaiser hatte angeordnet, daß sein auf den 15. fallendes Geburtsfest diesmal schon fünf Tage früher zu feiern sei. Und so war Dresden am 10. August Zeuge des letzten großen Festes, in dessen Mittelpunkt der Eroberer stand. In aller Morgenfrühe lockte der Donner der Kanonen und das Spiel der Musiken eine tausendköpfige Menge auf das Ostragehege hinaus. Hier fand die große Parade statt und nahm alles „en grande tenue“ Aufstellung, was an kaiserlichen Truppen bei Dresden untergebracht war: die alte und die junge Garde, eine Menge Reiterei, Dragoner, Lanciers,

Chasseurs und Ehrengarden zu Pferd, Kürassiere: ein überaus farbenprächtiges Bild. Gegen neun Uhr erschien hoch zu Roß der Kaiser. Er war von einem reichen Gefolge begleitet, an dessen Spitze der bekümmerte König von Sachsen mit den königlichen Prinzen ritt. Napoleon zählte damals einige Tage weniger als vierundvierzig Jahre. Fast nichts mehr an ihm erinnerte an die schwächliche Jünglingsgestalt, die bei Arcole die französischen Regimenter zum Siege führte. Der Kaiser war beleibt, das Antlitz blaß, beinahe wachsfarben, der Blick des Auges erschien noch stolzer als in vergangenen Jahren. Er war so, wie ihn uns das Bild Isabey's aus jenen Tagen zeigt. Der Kaiser trug wie stets bei Paraden die große Uniform der Garden, blau und rot, mit weißem Revers und reichen Goldstickereien. Das Haupt bedeckte der quergesehete Zweispitz mit der dreifarbigigen Kokarde. Nonchalant wie immer, etwas nach vorn geneigt, mit hinaufgezogenen Knien galoppierte er die Front ab. Seine Erscheinung rief brausenden Jubel hervor. Das „Vive l'Empereur!“ klang wie in den besten Tagen des Kaiserreiches. Es war die Elite der Armee, die hier vor dem Kaiser stand, jene Schar, auf die er sich unbedingt verlassen konnte.

Ein Fest jagte an diesem Tage das andere: Diners, Soupers, Soireen, Bälle; bei den Garden in der Neustadt ein großes Festgelage. Am Abend wurde zu Ehren des Kaisers ein Feuerwerk abgebrannt. Auf dem Palais des sächsischen Kriegsministers v. Gersdorff war ein Transparent angebracht: „Sein Ruhm ist unser Triumph!“ Auch draußen in den Lagern der Linien, in ganz Sachsen und in der Lausitz wurde „Saint Napoleon“ festlich begangen. Aber so sehr man sich auch überall den Anschein der Freude gab — es lag eine dumpfe Atmosphäre über allen Veranstaltungen. Die nahen Ereignisse warfen ihre Schatten voraus. Niemand brachte es über sich, den Ernst der Stunde zu vergessen, Napoleon selber am wenigsten. Er war den ganzen Tag über nachdenklich und noch wortfarger als sonst, blieb viele Stunden allein und gab sich wenig Mühe, seine Mißstimmung gegen die engere Umgebung zu verbergen. Der Wiederbeginn des Krieges war es gewiß nicht, der ihn ver-

stimmte. Er hatte es in der Hand gehabt, Frieden zu schließen — und es nicht getan! Denn er war der geborene Eroberer, die Schlacht mit ihren Aufregungen und Schrecken war sein Element, der Krieg seine Sehnsucht. Aber was ihn schmerzte, das war der Beitritt Oesterreichs — und zwar aus mehrfachen Gründen. Erstens hatten den Kaiser, der mit seinem historischen Fühlen doch wie selten einer unter dem Banne der Tradition stand, die engen, vor aller Welt zur Schau getragenen Beziehungen, die seit 1810 zum Hause Habsburg bestanden, mit größerem Wohlbehagen erfüllt, als er sich selbst eingestehen mochte. Dieser Schimmer tausendjähriger Familienüberlieferung fiel nun, wo Kaiser Franz wieder gegen ihn stand, mit einem Schlage von ihm ab. Ganz Europa sah von neuem, daß er für die Legitimität ja doch der Usurpator war, der nur so lang anerkannt wurde, als seine eiserne Faust drohte. Mehr aber noch traf der Beitritt Oesterreichs den Realpolitiker in ihm, den erwägenden und rechnenden Strategen. Napoleon war anfangs Juni mitten in seinem Siegeszug stehen geblieben und hatte den Waffenstillstand geschlossen — trotz Lützen und Bautzen. Er hatte es blutenden Herzens getan, glaubte jedoch es tun zu müssen, weil es nicht mehr lange gedauert hätte und seine Armee wäre schwächer als die der Verbündeten gewesen und in einer Verfassung, in der er den Krieg kaum mehr hätte fortsetzen können. Der Waffenstillstand sollte ihm die Gelegenheit geben, dieses Defizit an Kraft zu beseitigen und den Krieg mit den stärkeren Bataillonen fortsetzen zu können. Wären Preußen und Rußland allein geblieben, so hätte er seinen Zweck erreicht. Durch den Beitritt Oesterreichs aber waren alle seine Hoffnungen vernichtet, alle Früchte der einem eben besiegten Feinde bewilligten Waffenruhe verloren gegangen, und dieser Waffenstillstand wurde damit in der That das, als was ihn Napoleon später bezeichnete: der größte politische Fehler seines Lebens.

Die siegreiche Armee des Kaisers war gegen Ende des Frühjahrsfeldzuges in einer nichts weniger als glänzenden Verfassung. Hunger, Krankheit, Entkräftung hatten das Gefüge des aus Kindern bestehenden Heeres erschüttert. Der

Ausbruch von Paniken hing so und so oft an einem Faden und konnte nur durch das Beispiel der Generale, vor allem aber durch den faszinierenden Einfluß der Persönlichkeit Napoleons verhindert werden. Von der Kavallerie — an sich nur ein Fünftel der Reiterei des Feindes — war überhaupt nur ein geringer Teil als Schlachtenkavallerie und noch weniger für die Aufklärung zu verwenden. Und wie eine große Landplage war das französische Heer durch die gesegneten Gefilde Sachsens gezogen, raubend und plündernd, von einer Horde von Deserteuren, Ausreißern, Marodeuren und Schnapphähnen begleitet, die die französischen Korps in Flanke und Rücken wie die Hyänen umkreisten. Kaum mehr, daß die Regimenter den Eindruck regulärer Truppen gemacht hatten. Der Waffenstillstand sollte die Gelegenheit bieten, allen diesen Mängeln abzuwehren, zu konsolidieren, was bereits unter den Waffen stand, und neues Menschenmaterial aus dem großen Reservoir zu schöpfen, das Frankreich dem Kaiser bot.

Wie schon im Frühjahr, so wurde auch jetzt die Ergänzung der Armee mit aller Hast und Skrupellosigkeit betrieben. Napoleon forderte von seinem Lande nicht weniger das Äußerste wie von seinen Verbündeten. Schon Ende April war die Zahl der Konfribierten in Frankreich bis auf 600.000 Mann angewachsen, im Sommer erreichte sie die Höhe von 800.000, in der zweiten Hälfte des Jahres 1813 stieg sie auf 1,350.000! Und diese 1,350.000 Mann waren zum allergrößten Teile 17 bis 18 jährige Leute, kaum den Kinderschuhen entwachsen, noch nicht vollständig entwickelt — denn Frankreich hatte ja keine Männer mehr, die lagen alle in Rußland begraben. Zwischen Frankreich und Deutschland herrschte unausgesetzte Bewegung. Tausende von Menschen passierten jede Woche von rechts nach links und von links nach rechts den Rhein. Kranke und Krüppel kehrten in ihr Vaterland zurück, Knaben kamen, ihren Platz in der Front einzunehmen. Die Ausgehobenen wurden in Frankreich in den Depots zusammengezogen und, wenn's gut ging, vierzehn Tage einegerziert. Alles, was sonst zur Ausbildung gehörte, war den Leuten auf dem Marsche nach Deutschland beizubringen, auf dem

zuerst Marsch-Kompagnien, dann Marsch-Bataillone und schließlich Marsch-Regimenter formiert wurden. Die Offiziere und Unteroffiziere nahm man, wo man sie fand. Die Schule von



Josef Fürst Boniatowski

Kommandant der Armee des Herzogtums Warschau, französischer Marschall.

S. Cyr hatte in einem Jahre fünfhundert Leutnants geliefert. Aber das Hauptreservoir für Chargen bildete die spanische Armee, deren harte Schule Napoleon besonders hoch bewertete. Die höheren Offiziere der spanischen Armee hatten

besondere Privilegien. Bald wurde auch jeder Soldat, der aus dieser Armee kam, zum Unteroffizier ernannt. Über die Marschtruppen hielt in Mainz der greise Marschall Kellermann, Graf v. Valmy, der älteste Veteran des Reiches, strenge Revue. Dann wurden sie entweder auf ihre Stamm-Regimenter aufgeteilt oder als selbständige Truppenkörper in das Heer eingereiht. Daß dieser zweite Modus wenig entsprach, ist klar; die Marschformationen stellten nichts Besseres als Milizen dar. Ney, der anfangs Juli 25 Marsch-Bataillone in seinem Korps hatte, klagte in allen Tonarten über sie. Der Kaiser gab ihm recht. Aber er teilte doch nur sechs der provisorischen Regimenter in ihre weitverstreuten Stammkörper ein, wo die Ausbildung, so gut es eben ging, fortgesetzt wurde.

Napoleon hatte für die Dauer des Waffenstillstandes nur die berittenen Waffen in die Ortschaften verlegt. Die Infanterie wurde zur leichteren Ausbildung und zur Festigung der Disziplin in Barackenlagern zusammengehalten, die sich die Truppe selbst errichtet hatte und über ganz Sachsen und die Lausitz verstreut waren. Beschäftigung gab es in den Lagern genug — täglich sechs bis sieben Stunden Exercieren, dazu Lager- und Schanzarbeit in Menge. Diese Tätigkeit war gewiß nützlich — vorausgesetzt, daß Ernährung und sonstige materielle Vor sorgen damit Hand in Hand gingen. Aber daran fehlte es wie immer im Heere des Kaisers, infolge seiner eigenen geringen Obsorge und der verbrecherischen Gewinn sucht seiner Intendantenbeamten. Das Land war bei allem Reichtum bald bis fast auf das letzte Weizenkorn ausgezogen, wozu noch die unsinnige Art der Franzosen, die Ressourcen auszunützen, das ihrige beitrug. Der Hunger war von Anfang an ein dauernder Gast in den französischen Lagern. Die Brotration, schon 1810 herabgesetzt, gelangte nur unregelmäßig zur Ausgabe, mit dem Geld stand es noch schlechter. Erst am 27. Juni erhielten die Leute den Sold für die ersten drei Monate des Jahres. Die Armee hatte längst aufgehört, des Kaisers Versprechungen in dieser Hinsicht zu glauben. Die Truppen, ihre Offiziere nicht ausgenommen, griffen zur Selbsthilfe und raubten, was nicht niet- und nagelfest war. Selbst die Gottesäcker waren vor ihnen nicht sicher; sie ver-

wendeten die Kränze als Brennholz und verkauften die den Leichen abgenommenen Dinge auf den Märkten. Mit dem Hunger zogen auch andere Gäste in die Reihen der lagernden Armee ein. Seuchen und Lagerkrankheiten nahmen in erschreckender Weise überhand. Das Korps Ney hatte einen Stand von 24.000 Gesunden und 26.000 Kranken. Gegen Ende des Waffenstillstandes lagen 80—90.000 Mann in den Lazaretten und bei den Bürgern. Ihr Abschub bereitete dem Kaiser bei Beginn der Operationen schwere Sorgen. Daß sich unter den Kranken auch Simulanten und Selbstverstümmelter befanden, darf nicht wundern. Viele Leute dienten nur widerwillig, die Fahnenflucht riß schon während der Waffenruhe große Lücken in den Regimentern. Tausende von Franzosen und Rheinbundsoldaten verbargen sich in den Schlupfwinkeln der Gebirge, Tausende liefen in den zwei Monaten des Waffenstillstandes der an den Pässen Böhmens stehenden österreichischen Armee in die Arme. Tagtäglich langten über diese Verhältnisse beim Majorgeneral Berthier Meldungen ein. Und Napoleon war gewiß der letzte, der diese Mängel übersehen hätte. Aber er vermochte nur zu kleinen Mitteln zu greifen, ließ Spiele und Beschießen veranstalten u. dgl. Doch was half das alles! Die Leute darbteten weiter, die Antworten der Korpsführer lauteten immer gleich: „Brot und Geld!“

Der moralischen Verfassung der Truppen entsprach auch die Ausbildung der Armee, als sie Mitte August neuerdings vor den Feind trat. Die militärische Ausbildung der Linieninfanterie genügte zum großen Teile kaum den bescheidensten Anforderungen. Bewegungen in der Linie vermochten überhaupt nur die Regimente einzelner Korps zu vollführen. Die Übung im Schießen war nicht größer und auch an Marschtüchtigkeit ließen die Truppen manches zu wünschen übrig. Die Soldaten waren jung, schlecht genährt, ungeübt, körperlich herabgekommen, als sie wieder gegen den Feind marschierten. Jede Leistung forderte von ihnen die Anspannung aller Kräfte. Wenn trotzdem gerade diese Infanterie im Herbst 1813 Unglaubliches an Beweglichkeit leistete, so ist die Ursache ebensosehr in der faszinierenden Persönlichkeit des großen

Führers zu suchen, als in der außergewöhnlichen Art, mit der man von ihr Leistungen erzwang. „Derjenige Oberst,“ schreibt ein Offizier der alten Garde, Oberst Bionnet de Maringoué, „der nach langen Märschen die meisten Leute mitbrachte, war der beste. Wie er sie mitbrachte, danach fragte niemand. Leichtmarode wurden nachgeschleppt, wenn sie auch am Ende des Tages hinfielen und starben.“ Marschall Gouvion S. Cyr, dessen Korps — das bei Dresden kämpfende 14. — fast ganz aus der jüngsten Altersklasse (1814) gebildet war, sagte über seine Soldaten: „Sie sind so schwach, daß es einem weh tut, sie anzusehen.“

Eine durchaus rühmliche Ausnahme bildete nur die Kaisergarde. Die alte Garde war das schönste Korps der Welt und auch die junge stellte eine Mustertruppe dar, wie sich ihrer wenig andere Armeen rühmen konnten. Freilich bevorzugte sie der Kaiser mehr als recht war. Die Garde wurde stets in unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Hauptquartieres untergebracht und verlebte auch den Waffenstillstand im Weichbilde von Dresden in Saus und Braus. Napoleon suchte sie oft in ihren Lagern auf; sie hauste inmitten von Gärten und Nadelwäldern. Zwischen den Baracken sah man Obelisken mit Inschriften und Adlern errichtet; der höchste dieser Obelisken trug die Büste des vergötterten Schlachtenkaisers. Das nahe Dresden bot den Soldaten der Garde, was nur ihr Herz begehren mochte. Die heitere, leichtlebige Stadt hatte sich über Nacht zu einem Kleinparis verwandelt. Es gab französische Feste, französische Theater, französische Balletts, französische Kaufleute und Schneider. Selbst solche Spezialitäten wie der Pariser Stiefelpuzer tauchten auf; durch die Gassen der alten Kurfürstenstadt erklang der Ruf: „Cirez les bottes!“ Und mit leichtfüßigen französischen Dämchen hielten auch französische Sitten in Dresden Einzug. Als die Garde Mitte August nach Osten zog, da hing sich manches blonde Kind weit über den Stadtbann hinaus an die französischen Kolonnen. Und in Görlitz wurde zum abschreckenden Beispiel ein Mädchen fusiliert, weil es einen Soldaten zur Desertion verleitet hatte. Die Garde ergänzte sich aus dem Besten, was Frankreich an Menschenmaterial zu bieten vermochte. Sie

wuchs tagtäglich an Zahl und erreichte schließlich eine Sollstärke von 80.000 Mann, hinter der freilich der tatsächliche Stand um 20.000 zurückblieb. Daß diese Vermehrung der Garde Nachteile für die Linie mit sich brachte, der sie die tüchtigsten Leute wegnahm, ist klar. Einer der Marschälle schreibt denn auch dem Kaiser, daß das Anwachsen seiner Lieblingsstruppen



Joachim Murat, König von Neapel.

das Heer „entnerve“. Aber Napoleon, der sehr wohl erkannte, daß die Begeisterung für seine Sache in der Armee immerhin nachgelassen, wollte sich ein Elitekorps sichern, auf dessen Treue und Opferfreudigkeit er sich unter allen Verhältnissen verlassen konnte. Und er sollte sich in dieser Erwartung nicht täuschen.

Ein besonderes Sorgenkind blieb für den Kaiser nach wie vor seine Kavallerie. Der Franzose hat an und für sich nicht viel Geschick für die Reiterei; zudem fehlte es im Lande

vollständig an Pferden. Die ausgehobenen Leute mußten mit der Infanterie zu Fuß nach Deutschland marschieren und wurden erst hier in den Sattel gesetzt. Trotzdem brachte es der Kaiser zustande, unter Zuziehung der deutschen, polnischen, holländischen und spanischen Reiterei neben der Gardes-kavallerie fünf Kavalleriekorps zu formieren und etwa 400 Eskadronen — 150 weniger als die Verbündeten — aufzustellen. Der Wert dieser Formationen entsprach selbstverständlich auch nicht annähernd der Zahl, weder hinsichtlich der Verwendung als Schlachtenkavallerie, noch für die Aufklärung. Nur die Gardes-kavallerie — mit Ausnahme der Garde d'honneur, eine Freiwilligenformation, die allgemein „Garde douleur“ genannt wurde — und die Regimenter des vierten und des fünften Kavalleriekorps, die konnten sich mit der Kavallerie des Gegners messen. Die polnische Reiterei *) leistete speziell als leichte Kavallerie Vorzügliches. Alle andern Truppentkörper französischen Ursprungs waren nichts wert; das dritte Kavalleriekorps konnte ohne Infanteriebedeckung überhaupt nicht verwendet werden.

Besser als mit der Reiterei stand es mit der Artillerie, der Stammwaffe des Kaisers, und mit den technischen Formationen. Die Artillerie führte Geschütze jeden Kalibers mit sich, alles, was man in Frankreich und seinen festen Plätzen eben nur austreiben konnte; sie hatte oft mit Transportschwierigkeiten zu kämpfen, aber sie leistete, was zu leisten war. Und wie immer, fand der Kaiser auch hinsichtlich dieser Umstände ein brillantes Wort. Er erinnerte an die ersten Schlachten von Ägypten, in denen seine kleine Armee auch ohne Reiterei kämpfte und die Reiter sich ihre Pferde erst erbeuten mußten.

Und nun ein Blick auf die Zahlenstärke des Machtaufgebotes, über das der Kaiser beim Wiederbeginne der Operationen verfügte: ein Wunderwerk des Genies! Es standen

*) Fürst Pontatowski, der Kommandant der „polnischen Armee“ hatte im Frühjahr unter anderem auch ein Krakusen-Regiment zu 800 Reitern aufgestellt. Die Krakusen trugen eine schwarze Konföderatka, dunkelblaue Mantel mit karmoisinrotem Kragen und Armelausschlägen, Lanzen ohne Fähnchen, Säbel und Pistolen, saßen auf den kleinen Pferden galizischen Schlages und bildeten den besonderen Stolz der Polen.

in Nord- und Mitteldeutschland: Feldtruppen 440.000, Besatzungen der Elbefestungen 26.000, Etappentruppen 43.000, Besatzungen in Polen und in Ostdeutschland 55.000; in Bayern: des bayr. Korps Wrede 25.000, des 9. Korps Oudinot 12.000; in Italien: der Vizekönig 60.000. Der Kaiser der Franzosen führte demnach über 600.000 Mann Feldtruppen gegen die Verbündeten; er hatte mit der spanischen Armee und den geringen Garnisonstruppen im Innern Frankreichs gewiß eine Million Soldaten unter den Waffen!

Die große Armee vom Herbst 1813 setzte sich zu drei Vierteln aus Nationalfranzosen zusammen, zu denen damals auch die Bewohner von Ober- und Mittelitalien, von Holland und einem großen Landstrich Westdeutschlands zählten. Ein Viertel wurde aus Deutschen, Italienern, Polen, Dänen, Kroaten und Spaniern gebildet. Von den Nichtfranzosen hingen am treuesten die Polen an der Sache des Kaisers — die Polen, von denen der kaiserliche Sekretär Baron de Fain sagte, sie hätten sich statt der Schweden den Ehrennamen „Franzosen des Nordens“ verdient. Ihr Gros stand unter dem Befehle des edlen Fürsten Poniatowski, dessen Vater österreichischer Generalfeldzeugmeister war *). Diese Schar von Polen ließ sich in den ersten Monaten des Jahres, als die Franzosen an die Oder wichen, auf österreichischen Boden abdrängen. Sie bildete den Gegenstand langer politischer Verhandlungen und entging mit knapper Not der Entwaffnung. Ende Mai feierte Poniatowski mit seinem Korps auf dem Schlachtfelde von Austerlitz die Siege von Lützen und Bautzen; wenige Wochen hernach verließen die Polen bei Zittau das österreichische Gebiet. Fürst Poniatowski stand bei Napoleon ganz besonders in Gnaden. Der Kaiser schätzte die ritterliche Aufrichtigkeit dieses Mannes, der sein Schicksal und das seines heimatlosen Volkes ganz in die Hände des Eroberers gelegt hatte. Die Polen verehrten übrigens auch den Kaiser über sein Ende hinaus. Als Kaiser

*) Es sei übrigens bemerkt, daß sich eine ganz beträchtliche Menge von Polen auch im Lager der Verbündeten befand, unter den Russen und Preußen, ganz besonders aber unter den Österreichern.

Alexander später einmal einem polnischen Edelmann, der unter Napoleon gedient hatte, den Rang eines russischen Generals antrug, da lehnte dieser mit den Worten ab: „Wer einem Napoleon gedient hat, dient nur noch seinem Gott in der heiligen Messe.“ — Im Jahre 1813 mischte sich bei den Polen freilich in die Verehrung für den Imperator auch ein Gefühl der Bitterkeit. „Warum wir bei den Franzosen sind?“ sagte damals ein Pole zum österreichischen Obersten Fürsten Hohenlohe. „Wir waren Ertrinkende und griffen nach dem ersten Strohalm, den uns jemand bot.“ Was hatte der Kaiser den Polen alles versprochen — und wie leicht war er jederzeit geneigt, auch das Wenige, was er ihnen geschenkt, seinen Plänen zu opfern!

Nicht so zufrieden wie mit den Polen konnte Napoleon mit den andern Nationen, den Italienern, Kroaten, den Rheinbündlern sein. Die Kroaten verließen, besonders seit sie Österreich an der Seite des Gegners wußten, scharenweise die Armee*). Viele dieser Grenzer wurden in die österreichischen Raders eingereicht und kämpften bei Dresden und Leipzig mit traditionellem Heldenmuth gegen ihre Unterdrücker. Der Rheinbund hatte bereits im Winter — auf das berühmte Bulletin Nr. 29 — in allen Tugen gekracht. Mecklenburg fiel ab, Württemberg und Bayern wankten. Württemberg hatte 1812 dem Eroberer 14.000 Mann gestellt; von diesen kehrten (nach den offiziellen Listen) 143 Mann zurück. In Bayern stand kein Geringerer als der Kronprinz Ludwig an der Spitze der Franzosenfeinde. Und Sachsens milder, aber schwacher König befand sich bereits zu Prag im österreichischen Lager. Doch „der Löwe war nicht tot“. Wer nicht schon früher beigegeben, tat es, wie der Sachsenkönig auf die Kunde von Lützen hin. Und als der Waffenstillstand eingetreten war, stellte Napoleon auch an seine Rheinbundfreunde neue Forderungen. Aber er fand hier nicht mehr die alte Begeisterung. Sachsen gab ja, was es geben konnte. Die andern Regierungen aber hatten

*) Kroatien südlich der Save (die vier Karlstädter und die zwei Banalgrenzregimentsbezirke) wurde nach dem Schönbrunner Frieden zu den illyrischen Provinzen geschlagen.

mehr Entschuldigungen als Soldaten, und Bayern weigerte sich kurzerhand, mehr als eine Division zur großen Armee zu senden; es behielt das Gros seiner Truppen im Lande, mit Eifer bedacht, die „Überfuhr“ nicht zu versäumen. Auch mit dem, was die Rheinbundstaaten geboten, war der Korps nicht sonderlich zufrieden. Die deutschen Soldaten waren nicht unberührt geblieben von dem heiligen Feuer, das in den deutschen Landen emporloderte. Sie kämpften mit großem Widerwillen und nützten jede Gelegenheit aus, sich dem verhassten Joche zu entziehen. Allen voran gingen in dieser Beziehung die Westfalen; als König Jérôme während des Waffenstillstandes ganz plötzlich Dresden verließ, da wußte das ganze Hauptquartier, warum; der Kaiser hatte allen Grund, dem lebensfrohen Beherrscher der roten Erde wegen seiner Soldaten schwere Vorwürfe zu machen. Auch das Verhältnis zwischen den französischen Offizieren und den deutschen ließ alles zu wünschen übrig. Die französischen Führer brachten den Rheinbundtruppen großes Mißtrauen entgegen, das mit einer gewissen Verachtung gepaart war. Man erzählt, daß sich die Württemberger einmal bei Ney beklagt hätten, weil sie immer am meisten dem feindlichen Feuer ausgesetzt seien; worauf ihnen der Stabschef — ob's noch Tomini war, ist nicht überliefert — geantwortet haben soll: „Es liegt in unserm Interesse, daß ihr alle umkommt, damit ihr nicht mehr gegen uns fechten könnt.“

Man sieht, es gab in der großen Armee von 1813 zersezende Elemente genug. Aber auch die jungen französischen Soldaten blieben in ihrer Begeisterung hinter den Helden von Marengo, Jena und Wagram zurück, die ihnen der Kaiser unermüdlich als leuchtende Vorbilder vor Augen führte. Die Zahl derer, die mit wirklichem Enthusiasmus in den Krieg zogen, war gering; und auch deren Enthusiasmus stand bei der nationalen Eigenart der Franzosen oft auf schwachen Füßen. Oberst Bionnet schreibt: „Der Soldat schlug sich in der Regel nicht für den Ruhm, sondern aus Furcht. Wenn ihn der Offizier aus den Augen ließ, so flüchtete er . . .“ Und die schon wiederholt erwähnte materielle Vernachlässigung des gemeinen Mannes, die betrügerische Untreue der Beamten, die

schlechte Organisation der Verwundetenpflege, alles das half gewiß nicht, den Geist zu bessern. Schon am Rhein begegnete der junge Ausgehobene verkrüppelten, zusammengeschossenen Soldaten, gräßlichen, vernachlässigten Wunden, schenßlichen Verstümmelungen. Diese Eindrücke zeigten ihm das Loß, das seiner harrte.

Frankreich führte seit zwanzig Jahren Krieg mit Europa. Die größte Sehnsucht nach dem Frieden erfüllte alle Schichten des Volkes und der Armee. Wenn einer noch ein Gutteil Kriegslust aus vergangenen Zeiten herübergerettet, so war es der Troupier. In seinen Garden und in den Reihen seiner Truppenoffiziere, da fand Napoleon noch unbedingte Anhänger. Der Troupier hatte noch wenig zu verlieren, aber viel zu gewinnen — er ging für seinen kleinen Korporal durchs Feuer. Je höher man dagegen stieg, desto fester wurzelte die Abneigung gegen den Krieg — die unmittelbare Umgebung des Kaisers, Berthier, Caulaincourt, ja sogar Murat machten davon keine Ausnahme. Napoleon klagte auf St. Helena über seine Marschälle: „Ich hatte sie zu sehr mit Ansehen, Ehren und Reichthümern vollgestopft. Sie hatten aus dem Becher des Genusses getrunken und verlangten nach Ruhe. Das heilige Feuer war erloschen, sie wären lieber Marschälle Ludwigs XV. gewesen. Meine Generale wurden matt, linfisch, ungeschickt und daher unglücklich.“

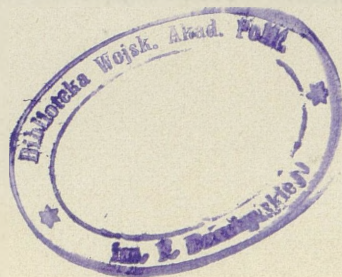
Und gewiß — die Paladine des Kaisers waren des ewigen Krieges überdrüssig. Der hochgebildete Béliard sagte es seinem Herrn geradeheraus: „Sire, die Chefs möchten den Frieden haben, um die Wohltaten Eurer Majestät genießen zu können.“ Aber war das zu verwundern? Diese Generale waren zwei Jahrzehnte nicht aus dem Sattel und dem Lager gekommen. Sie hatten wohl auch aus dem „Becher des Genusses getrunken“, aber nur mit aller Hast, im Vorüberreiten, in einer Nacht zwischen zwei Schlachten. Dieses Leben rüttelte an Kraft und Gesundheit. Napoleons Generale waren, wie er selbst, trotz ihrer vierzig Jahre über die Blüte der Manneskraft hinaus, und Ney hatte bei aller Ubertreibung nicht so ganz unrecht, wenn er sagte: „Einst hatten wir alte Soldaten und junge Generale, jetzt werden Kinder von Greisen an=

geführt!“ Trotzdem muß man einem der modernsten Schilderer dieses Krieges beipslichten *), wenn er sagt, der Kaiser sei mit seinem Urteil über seine Marschälle zu weit gegangen. Wie immer sie auch später an ihm gehandelt haben mögen — im Jahre 1813 haben sie fast ausnahmslos ihre soldatische Pflicht nach bestem Können getan. Ihre persönliche Tapferkeit war über jeden Zweifel erhaben, jeder von ihnen schlug sich heldenhaft, Oudinot mit seinen 34 Wunden, Murat, der „bon sabreur“, Ney, der „Bravste der Braven“. Anders war ihr Verhalten als selbständige Führer zu beurteilen; da versagten sie nur zu oft. Aber daran trug vor allem der Kaiser selbst die Schuld. Solche univervelle, herrische Naturen, wie er, haben an und für sich nicht das Geschick, gute Stellvertreter zu erziehen. Vielseitig, wie sie sind, bedürfen sie selten einer anderen Hilfe, als der von Handlangern. Und so hatte er sich in den zwanzig Jahren, da er Lehr- und Schlachtenmeister war, wohl gute Handlanger erzogen, brave Korpsführer, die in Abhängigkeit und Bevormundung groß geworden waren, aber keine Armeekommandanten. Nur Soult und dann noch Davout und Massena bildeten hervorragende Ausnahmen **). Es fehlte übrigens unter den Generalen nicht an Männern, die diese Schattenseiten erkannten. Marschall Marmont, ein sehr fähiger Soldat, schreibt am 15. August an seinen Herrn: „Ich fürchte, Sire, daß Sie an dem Tage, an dem Sie einen Sieg davontragen werden, zwei Schlappen erleiden.“ Der Kaiser solle seine Armeen beisammenhalten, seine persönliche Einwirkung sei unbedingt nötig.

Zu der Unselbständigkeit der Unterführer trat noch das schlechte persönliche Verhältnis der Marschälle untereinander. Die Kameradschaft in den unteren Offizierschergen war zweifellos gut; manch einer hatte seinen Kameraden im Toben der

*) Oberst Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813, I. Bd.

**) Soult, der Chef der spanischen Armee, war im Sommer 1813 plötzlich bei Napoleon in Dresden erschienen. Dieser hatte die Absicht, seinen besten Unterführer in Deutschland zu verwenden. Aber schon nach einigen Tagen, auf die Kunde der Schlacht von Vittoria, mußte Soult wieder nach Spanien abreisen. — Massena stand beim Kaiser in Ungnade, Davout kommandierte die 32. Militärdivision in Hamburg.



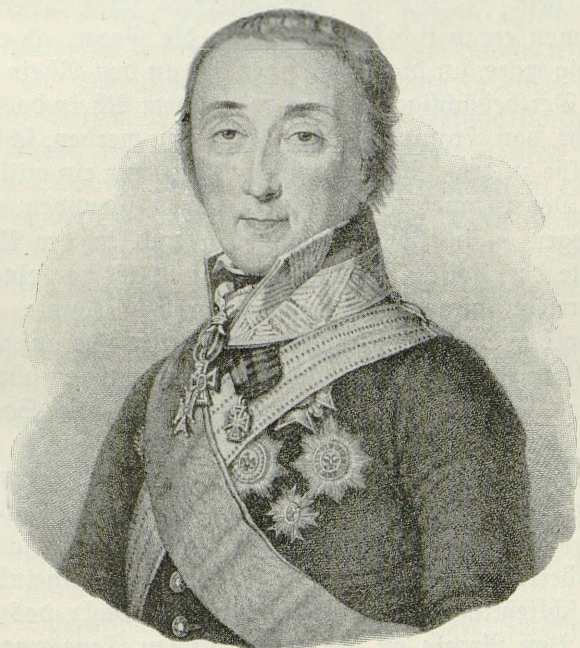
Schlacht mit Aufopferung herausgehauen. Aber die Marschälle und Generale, diese Satelliten, die alle in gleicher Weise ihr Licht von der einzigen großen Sonne erhielten, überboten sich an Unverträglichkeit und Eifersüchteleien, leider auch oft zum Nachtheile der Kriegshandlungen. Speziell Generale, wie Lauriston, Sebastiani und Bertrand, die ihre bevorzugte Stellung sichtlich persönlichen Beziehungen zum Kaiser verdankten, waren der Gegenstand allgemeiner Mißgunst, einige unter ihnen, wie Bertrand, nicht ganz unverdient. Doch die gemeinsame Sache litt bedenklich darunter. Der Kaiser war die einzige unbestrittene Autorität in der großen Armee; eine Autorität, vor der Gewalttäter, wie Vandamme, gleich einem kleinen Kinde zitterten. Der Kaiser allein....

Der Kaiser allein! Inmitten dieser großen und kleinen Sorgen, inmitten dieser Leidenschaften und dieses großen und kleinen Glends stand der, dessen Name seit zwei Jahrzehnten die Welt erfüllte, auf einsamer Höhe. Stand er wie ein Fährmann, umtobt von Stürmen, die Hand am Steuer. So lange er da war, war das Fahrzeug noch nicht verloren, wie sehr auch die Wogen auf das Deck schlugen mochten.

Es wurde bereits hingewiesen auf die Tatsache, daß Napoleon den Ernst seiner Lage gewiß nicht verkannte. Feinde in Überzahl in allen Richtungen der Windrose, unverläßliche Freunde, Kleinmut, Schwäche im eigenen Lager! Mehr als einmal mochte sich der Kaiser in jenen Tagen an die Warnung erinnern, die ihm vor vier Jahren sein treuester Freund, Marschall Lannes sterbend zugeflüstert hatte: er solle endlich vom Krieg ablassen! Aber Kleinmut war dieses großen Mannes Sache nicht. Als die Dinge für ihn Tatsachen zu werden anfangen, da kam auch das alte Kraftbewußtsein über ihn, die alte Arbeitslust, die Freude am Metier! Seine Sprache klang wieder so zuversichtlich wie in den besten Zeiten und wohl nicht allein deshalb, weil seine Franzosen klingende, große Worte und Gebärden brauchten. Er hatte seinen Glauben an sich wieder gefunden. Und seine ganze Vergangenheit wuchs wieder in seiner Erinnerung empor — mit den zwei Duzend Beispielen, in denen in entscheidender

Stunde sein Genie, seine Persönlichkeit allein den Sieg an sich riß, wo alles gegen ihn war.

Und war er nicht auch jetzt gegen die, die drüben beim Feinde an der Spitze standen, gegen diesen vielköpfigen Oberbefehl, hundertmal im Vorteil? War drüben einer, der ihm an Kraft, Umsicht und vor allem an Machtvollkommenheit



Feldmarschalleutnant Johann Freiherr v. Rufschera
gest. 1832 als Feldzeugmeister.

gleichkam? War drüben einer, der so die Massen führen und begeistern konnte? Es trieb ihn in den Kampf mit der Leidenschaft eines Hasardspielers, der sein Letztes aufs Spiel setzt. . . Ende September des Jahres 1813 führte der Zufall im Posthause zu Peterswalde, hart zwischen den Vorposten der beiden Armeen, einige Männer zusammen. Unter ihnen befand sich auch ein alter Herr von ehrfurchtgebietender Schön-

Glaise, Die Sage von Dresden 1813.

heit: Johann Wolfgang v. Goethe. Selbstverständlich drehte sich das Gespräch um die großen Ereignisse, unter deren Eindruck augenblicklich die ganze Welt stand, und vor allem um das Geschick des Eroberers. Da sagte der Olympier, und aus den Augen leuchtete ihm der ganze Stolz über seinesgleichen: „Ja, ja, er wird verfolgt wie ein geheitztes Wild; aber gerade das ist's, was ihm Spaß macht!“ . . .

Mit dem Aufmarsche der österreichischen Truppen in Nordböhmen ergab sich für Napoleon die Frage, ob es nicht zweckmäßig wäre, an die Saale oder gar an den Rhein zurückzugehen. Der bedächtige Berthier redete dem Rhein das Wort; die Gefahr, von Frankreich abgeschnitten zu werden, schien ihm an der Elbe zu groß. Aber Napoleon hatte nur ein mitleidiges Lächeln. Der Gegner war in drei großen Gruppen auseinandergezogen — in Böhmen, Schlesien und in der Mark — das wußte der Kaiser. Was er brauchte, das war eine große Strombarriere, hinter der er hervorbrechen konnte, wie er gerade wollte. So eine Strombarriere durfte nur auf Brücken überschritten werden können. Diese Brücken mußten aber sicher im eigenen Besitze, das heißt befestigt sein. Die Saale genügte keiner dieser Forderungen. Und auch gegen die Rheinlinie sprachen mehrere militärische und politische, vor allem aber moralische Bedenken: die geringe Zuverlässigkeit der Rheinbundfürsten, der Reichtum Deutschlands, der nicht dem Feinde überlassen werden durfte, die Länge der Rheinbarriere — und schließlich das Prestige und der Stolz des Imperators: „Von Arcole an bis zum heutigen Tage waren alle meine Schritte Kühnheiten dieser Art und ich habe in dieser Beziehung die ausgezeichnetsten Vorbilder befolgt. . . . Die Stellung, die ich einnehmen will, bietet mir solche Vorteile, daß der Feind, wenn er in zehn Schlachten Sieger, mich noch kaum an den Rhein zurückbringen dürfte.“

Es war also klar: Angriff auf eine der feindlichen Armeen, gleichzeitig Fernhalten der andern, jede einzelne, gestützt auf die Elbe, in der Trennung schlagen: „Operation auf der innern Linie,“ wie der viel mißbrauchte Ausdruck lautet. Freilich, in einem mußte Napoleon das erstemal in seiner Laufbahn seiner ganzen Eigenart entgegenhandeln. Er

durfte sich von seiner Basis nicht zu weit entfernen, er hätte sonst fürchten müssen, daß eine seiner Nebenarmeen einzeln geschlagen worden wäre, ohne daß er hätte zu Hilfe kommen können. Er sah sich darauf angewiesen, zu warten, bis sich der Feind eine Blöße gab, er konnte sich nicht mehr jenen Gegner wählen, den er zuerst schlagen wollte, und dann rücksichtslos auf ihn losmarschieren: der Feind diktierte ihm, im großen wenigstens. Das erstemal in seinem Leben war der Kaiser strategisch defensiv! Aber ganz und gar wollte er doch nicht in der Defensiv bleiben, wenigstens in einer Richtung nicht, auf Berlin. Das, was hier vom Feinde stand, war in seinen Augen nur ein Gefindel und „ein Haufen schlechter Truppen“. Die Gelegenheit, den Preußen möglichst bald einen Schlag zu versetzen, durfte nicht versäumt werden; die Franzosen in der Heimat sollten schon in den ersten Tagen von einem Sieg erfahren. Statt dieses Sieges folgte eine Niederlage und eine nachgeborene Kritik, klug geworden aus den Ereignissen, hat es dem Kaiser vielfach übel genommen, daß er für einen solchen Neben Zweck wie die Offensive auf Berlin 70.000 Mann verausgabte; Berlin sei damals nicht mehr gewesen, als eine Provinzstadt, man habe alle Schätze fortgenommen usw. Es ist nun einmal das Grausame im Kriegshandwerk, daß es für die absolute Richtigkeit einer Maßnahme nur einen Beweis gibt, bei dem tausend Zufälligkeiten mitspielen — den Erfolg.

Die Operationen, die der Kaiser plante, forderten umfangreiche Vorbereitungen. Aber der gigantische Genius Napoleons war überall gegenwärtig, von der Elbemündung bis ans Erzgebirge, vom Atlantischen Ozean bis an die Weichsel, in Italien und in Illyrien, jenseits der Pyrenäen. Überall dachte, befahl und wirkte er. Eine der ersten Maßnahmen des Kaisers war die Ausgestaltung der Elbelinie, die Einrichtung Magdeburgs als Hauptdepot und Waffenplatz, die Verstärkung von Wittenberg und Torgau, die Ausgestaltung von Dresden und Hamburg. Die Dresdener Neustadt (am rechten Elbufer) wurde zu einem besetzten Lager ausgebaut, die Altstadt nur so weit besetzt, daß sie gegen einen Handstreich gesichert war. Der Kaiser verlangte von Dresden keine

besondere Widerstandsdauer. Es hatte den Stützpunkt seiner Offensivoperationen zu bilden, die Feldarmee sollte sich von der Stadt nie weiter als auf einige Tagmärsche entfernen. Bei Hamburg hingegen, das, sehr exponiert gelegen, Norddeutschland beherrschte und dessen Besitz verbürgen sollte, forderte er eine große passive Widerstandskraft. Und der energische Davout brachte es zustande, die offene Stadt in acht bis zwölf Wochen in ein befestigtes Lager zu verwandeln, das erst am 25. Mai 1814 nach einer achtmonatigen zähen Verteidigung auf den Befehl Ludwig XVIII. geräumt wurde.

Napoleon bereifte während des Waffenstillstandes persönlich ganz Sachsen und einen großen Teil der Lausitz. Seine Ingenieurgeographen durchforschten auf dem ganzen Kriegsschauplatz Weg und Steg. Ingenieure, Soldaten und Bauern waren an hundert Stellen des Landes beschäftigt, Wege herzurichten und Schanzen aufzuwerfen. Auch die Auskundschaftung des Feindes wurde mit Eifer betrieben. Der Kaiser hatte nach allen Richtungen Emissäre ausgesendet. Die politischen Beamten und die österreichischen Kommandanten in Nordböhmen lenkten jeden Tag die Aufmerksamkeit der Behörden auf neu aufgetauchte französische Kundschafter und Konfidenten. Selbst in die illustre Gesellschaft des Kurortes Teplitz drangen Personen ein, deren eigentliche Mission schwer zu verkennen war *). Im allgemeinen blieb jedoch das Resultat weit hinter den Erwartungen des Kaisers zurück, der sich denn auch oft in sehr harten Ausdrücken bei Maret darüber beklagte. Napoleon hatte vor allem die Gesinnung der Bevölkerung wider sich, man tat das Möglichste, die Sendboten des Kaisers im unklaren zu lassen. Die exponierte strategische Lage der großen Armee verlangte auch umfassende Verpflegungs- und Sanitätsmaßnahmen. Die Brot- und Zwiebackrationen, die der Kaiser in Dresden und an anderen Orten aufspeichern ließ, zählten nach Millionen. Auch an Mehl und Reis wurde aufgekauft, was in deutschen Landen aufzukaufen war. Napo-

*) Ein Bericht aus jenen Tagen nennt insbesondere zwei Männer dieser Art, einen gewissen Obersten Patschkoffsky, den „Chef aller Espione“ und einen Grafen Potocki.

Leon mußte eben damit rechnen, daß seine Verbindungen möglicherweise auf kurz oder lang unterbrochen werden konnten; er mußte sich danach einrichten.

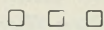
Und das Wunderbare ist, daß alles, was geschah, allein dem Kopfe des Kaisers entsprang. Er war Feldherr, Generalstabschef, Kriegsminister, Generalquartiermeister, Intendant — eben ein Mann, wie er nur alle tausend Jahre einmal über die Erde schreitet. Freilich hatte diese außerordentliche Zentralisation auch schwerwiegende Nachteile. Die ganze Armee vom letzten Mann bis zum Korpschef gewöhnte sich daran, daß der Kaiser für sie alle dachte. Der Glaube an sein Genie, das Vertrauen auf sein Glück verleitete die ausführenden Organe mitunter zu einer Sorglosigkeit, die sträflich war. Und schließlich gebrach es bei aller Universalität dem Kaiser auch manchmal — besonders dann, wenn der Feldherr in seine vollen Rechte trat — an der Zeit, für alle zu denken und zu befehlen. Und wer dann unter diesen Ver säumnissen am meisten litt, das war in der Regel der einfache Mann.

Am 11. August bot Dresden ein völlig verändertes Bild gegenüber dem Vortage. Über Nacht war Krieg geworden. Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, Hufschlag, Waffengeklirr und das Rasseln der Geschütze erfüllte die Stadt. Mit hochgetragenen Adlern zogen die Gardes durch die Straßen. Vor dem Palais Marcolini in der Friedrichstadt, wo der Kaiser residierte, lösten sich Kuriere, Ordnonanzoffiziere, Reiter und Wagen in buntem Wechsel ab. Napoleon hatte begonnen, seine Korps in jene Räume zu dirigieren, aus denen heraus er die Operationen beginnen wollte. Hienach hatte Ney mit dem 3., 5., 6. und 7. Armeekorps und dem 2. Kavalleriekorps, zusammen mit 130.000 Mann, in Schlesien gegenüber dem westlich Breslau stehenden Gegner Stellung zu nehmen. Dudinot wurde angewiesen, das 4., 7. und 12. Korps und das 3. Kavalleriekorps, zusammen 70.000 Mann, in der Gegend von Lachau zur Offensive auf Berlin zu vereinigen. Davout mit 37.000 Mann und Girard mit 15.000 hatten von Hamburg, beziehungsweise von Magdeburg aus die Operationen Dudinots nach Möglichkeit zu unterstützen. Das

14. Korps mit dem 5. Kavalleriekorps, vom Marschall S. Chy kommandiert, und das 1. Korps unter Vandamme waren zur direkten Deckung Sachsens gegen die böhmische Armee bestimmt. Jenes stand bei Pirna und Dresden, dieses wurde in den Raum südlich von Bautzen gewiesen. Die Garden, das 2., das 8. Korps und das 1. und das 4. Kavalleriekorps versammelte Napoleon zwischen Görlitz und Zittau unter seinem direkten Befehl. Mit dieser Kraft — 112.000 Mann — wollte er sich dorthin wenden, wo die Entscheidung zu erkämpfen war.

Der Kaiser blieb bis zum 15. August in Dresden. An diesem Tage um zwei Uhr nachmittags wurde sein Wagen bespannt. Aber es verging Stunde um Stunde, ehe er sich entschloß, das Gefährt zu besteigen. Napoleon ging in Begleitung Murats, der am Vorabend nach einem halben Jahr unsicherer Politik aus seinem Königreiche Neapel ins Feldlager zurückgekehrt war, im Marcolinischen Garten auf und ab. Etwas vor fünf Uhr erschien Narbonne. General Narbonne, einer der liebenswürdigsten Soldaten des ersten Kaiserreiches, früher Generaladjutant des Kaisers, war in letzter Zeit Gesandter am Wiener Hof gewesen und soeben aus Prag eingetroffen. Der König von Neapel zog sich zurück. An seiner Statt erschien Maret, der Minister des Auswärtigen. Napoleon verweilte einige Zeit in lebhaftem Gespräch mit den beiden Diplomaten. Dann rief er wieder seinen Schwager herbei, stieg mit ihm in den Wagen und fuhr die Pirnaer Straße hinaus der böhmischen Grenze zu.

Eine Fahrt in eine schwere, ereignisreiche Zukunft!



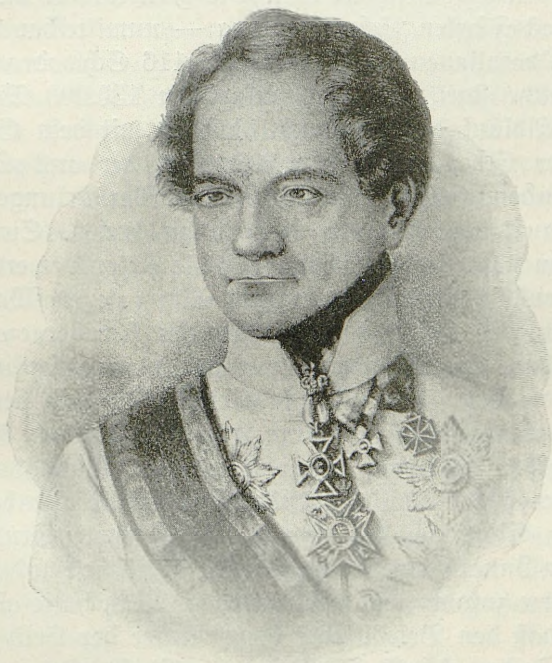
Im österreichischen Lager.

Vor hundert Jahren vollzog sich das Wirken der großen Politik viel mehr im Verborgenen als heute in der Zeit der Parlamente und der Pressfreiheit, der verantwortlichen Ministerien und der Rot- und Blaubücher. Und so waren auch im Sommer 1813 die Völker Österreichs lange völlig im unklaren geblieben über die Vorgänge auf der großen Weltbühne. Daß hochbedeutungsvolle Dinge im Anzuge waren, das konnte man wohl aus der Bewegung hinter den Kulissen erraten. Aber was dieses geheimnisvolle Tun der Akteure mit seinem ewigen Hin und Her bringen werde, ob Frieden oder Krieg, und ob Krieg an Napoleons Seite oder an der der Verbündeten — das blieb der Allgemeinheit verborgen bis zum letzten Augenblick. Erst als der Vorhang emporgehoben wurde und die Augustsonne auf ein Lager von hunderttausend österreichischen Soldaten niederleuchtete, da erfuhr man die wahre Lage der Dinge, da wurde es allen zur Gewißheit, daß der Heroldsruf der letzten zwei Jahrzehnte auch weiterhin die Welt durchhallen werde: „Krieg!“ Zugleich mit einem in seiner Art einzigen Manifest erhielten die Untertanen des Kaisers Kunde vom Beginn des neuen Ringens. Es war diese kaiserliche Rundgebung keine Proklamation wie anno Neun, keine Proklamation, die die Leidenschaften entfesseln sollte und unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter zu verkünden war. Das Kriegsmanifest vom Jahre 1813 bildete eine Broschüre, die den ganzen Werdegang der österreichischen Politik seit dem letzten Feldzuge schilderte und in der der Kaiser zu den Völkern sprach wie etwa ein Vater, der sich nach langer reiflicher Erwägung zu einem folgenreicheren Schritt entschließt und nun die Kinder davon verständigt.

Vier Jahre waren verflossen, seit die kaiserliche Armee das letztemal gegen den Usurpator in den Kampf gezogen. Die Enttäuschung, die damals nach dem tollen Frühling des Jahres Neun über ganz Österreich gekommen, hatte zu stark verwundet, als daß sie so leicht vergessen worden wäre. Tief eingewurzelt saß der Haß gegen den Eroberer in allen Gemüthern. Und es war wohl nie eine Politik so unpopulär als die, die Metternich in den Jahren 1811 und 1812 betrieben. Als es im Jahre 1813 ein oder das anderemal den Anschein hatte, als würde die Regierung in der Wahl des künftigen Bundesgenossen zögern, da erfaßte die Bewohner Österreichs bei dem bloßen Gedanken, am Ende gar wieder an der Seite des Korsen kämpfen zu müssen, eine Erbitterung, vor der sogar das dynastische Gefühl zurückstehen mußte. Es ist also eine Fabel, wenn behauptet wird, die Völker des Donauraumes seien der Neugestaltung der Dinge gleichgültig gegenüber gestanden. Die Botschaft des Kaisers wirkte befreiend. Prag und mit ihm Böhmen, das seit Wochen einem großen Heerlager gleich, stürzten sich kopfüber in den Kriegstrubel; die beiden verbündeten Monarchen wurden mit lautem Jubel empfangen, jeder Offizier der verbündeten Armeen als Befreier begrüßt. Durch die Alpenlande bis in die fernsten Täler des geknechteten Tirols eilte die Nachricht wie ein Lauffeuer. Auch Ungarn, in seinem Stolz auf altverbriefte Freiheiten von Haß gegen den Unterdrücker erfüllt, jubelte den bevorstehenden Kämpfen entgegen. Österreich hatte von seiner Regierung nichts Besseres gewünscht, als die Parteinahme gegen den Kaiser der Franzosen!

Eine andere Frage betrifft die Form, in der sich die Stimmung der österreichischen Stämme äußerte. Und da muß zugegeben werden, daß die Wogen der Begeisterung wohl nicht mehr so hoch gingen, wie vier Jahre zuvor, als Erzherzog Karl seine Armee gegen die Tsar führte. Man darf eben nicht vergessen, daß im Sommer 1813 noch die Erinnerungen an jene Zeit, und die großen Enttäuschungen, die sie brachte, frisch in aller Herzen fortlebte. Ist es zu wundern, wenn sich nach diesen Erfahrungen in den Kriegsjubel dort und da ein Unterton von Besorgniß und Resignation, von

Zweifel in den Erfolg der Sache mischte? Hatte man 1809 nicht eine zum mindesten ebenso schöne Armee, wenn nicht noch eine schönere? Und konnte Österreich nicht wieder über Nacht allein sein, wie damals, wo der eine der nunmehrigen Verbündeten Feind war, und der andere, der sich jetzt auf die



Generalmajor Friedrich Karl Freiherr v. Langenau

gest. 1840 als Feldmarschalleutnant.

Begeisterung seines Volkes so viel zugute tat, stumm zusah, wie sich Österreich verblutete? Hatte Napoleon nicht bei Groß-Görschen und Bautzen neue Siege errungen und den Beweis geliefert, daß er noch nichts von der alten Stärke eingebüßt? So viel Ekstase und tollkühne Aufopferung, wie sie das Jahr Neun erfüllte, vermag der einzelne Mensch in seinem ganzen Leben, ein Volk nur alle hundert Jahre einmal aufzubringen.

Mit dem hochschlagenden Herzen eines Jünglings zog Österreich im Jahre 1809 in den Krieg — mit der Besonnenheit eines in bitterer Erfahrung gereiften, denkenden und erwägenden Mannes trat es 1813 an die Seite der Gegner Napoleons. . . .

Wir wissen bereits aus dem ersten Teile dieser Publikation, daß die österreichische Armee im Sommer 1813 in drei Gruppen aufmarschiert war. Die Hauptarmee unter dem Befehle des Fürsten Schwarzenberg — unmittelbar vor Beginn der Operationen 108 Bataillone, 116 Schwadronen und 300 Geschütze stark, das sind zusammen 130.000 Mann — stand bei Ablauf des Waffenstillstandes mit dem Groß am Ostufer der Elbe, bereit, den Anmarsch der aus Schlesien heranrückenden preußischen und russischen Verstärkungen gegen Angriffe aus der Zittauer Gegend zu decken. Sie wurde jedoch schon nach einigen Tagen, als die Teten der erwähnten russisch-preußischen Kräfte genügend Raum gegen Westen gewonnen, wieder auf das linke Elbeufer herübergezogen, in das fruchtbare Egertal, von wo aus später zur Offensive übergegangen werden sollte. Nur die leichte Division des Feldmarschalleutnants Grafen Bubna, augenblicklich vom Generalmajor Grafen Neipperg kommandiert, da Bubna noch im Dienste der hohen Politik stand, blieb bei Reichenberg und Gabel zur Sicherung der Grenze. Eine zweite Gruppe, die Armee von Innerösterreich, war an der illyrischen und italienischen Grenze zusammengezogen worden. Man hatte allgemein erwartet, daß den Befehl über diese Armee der Held von der Trebbia, Feldmarschall Fürst Johann Liechtenstein, erhalten werde, der selber sehnsüchtig dieses Rufes harrte. Aber nicht er, sondern der alte Feldzeugmeister Hiller wurde zum Kommandierenden dieser Armee ernannt, die, 37.000 Mann stark, die Aufgabe hatte, das Korps des Vizekönigs von Italien in Schach zu halten, der mit 56.000 Mann am unteren Isonzo stand. Zum Schutze gegen Bayern war zwischen der Traun und der Enns eine dritte Gruppe, das Reservekorps unter dem General der Kavallerie Fürsten Reuß, aufgestellt. Es zählte 30.000 Mann. Bayerns Haltung war, wie wir wissen, bereits schwankend. Feldzeugmeister Reuß besaß daher auch weitgehende politische Vollmachten.

Die großen Schwierigkeiten, unter denen diese imposante Macht von 200.000 Streitern zusammenkam, blieben naturgemäß nicht ohne Einfluß auf das innere Gefüge. Das österreichische Heer zu Anfang des Herbstfeldzuges 1813 bildete eine Musterkarte aller Kategorien, vom alten, kriegsgewohnten Feldsoldaten angefangen bis zu dem gerade vom Pfluge weggeholtten Landmann. Nur mit großer Mühe war es, wie wir gesehen haben, dem Generalquartiermeister Grafen Radetzky bei der Armeereduktion des Jahres 1810 gelungen, doch wenigstens die Regimentsverbände zu retten. Ein Viertel dieser Rader hatte den Feldzug in Rußland mitgemacht. Sie alle kehrten mit kriegsgewohnten, geübten und abgehärteten Soldaten wieder, die dann im Sommer 1813 ein wertvolles Rückgrat für die neuzubildende Armee bildeten. Gerade in den ersten Monaten des Herbstfeldzuges, der den Truppen große Strapazen aller Art auferlegte, zeigte sich der physische und der moralische Wert dieser Kriegserfahrung. Die Regimenter, die am russischen Feldzuge teilgenommen, zeichneten sich in jeder Beziehung aus, sowohl durch die physische Leistungsfähigkeit, die Ausdauer und den Gesundheitszustand, als auch durch Ordnung, Disziplin und Haltung in Stunden des Mißgeschickes. Den Truppen des ehemaligen Auxiliarkorps reihten sich an Kriegstüchtigkeit die Bataillone des ehemaligen Reservekorps an, die wohl nicht im feindlichen Feuer gestanden waren, sich aber durch das lange Lagerleben in Galizien für den Krieg geschult hatten. Beide Korps waren aber zusammen nur 60.000 Mann stark. Alles andere, was auf 200.000 und mehr fehlte, wurde aus den übrigen Stämmen, zum größten Teil aber aus Rekruten, gebildet, die erst im Juni, Juli oder selbst im August aus ihren bürgerlichen Berufen geholt worden waren. Daß sich hier große, schier unüberwindliche Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg stellten, ist klar, besonders, wenn man die damaligen Anschauungen über Ausbildungszeiten in Rechnung zieht. Erzherzog Karl hatte 1802 zwar an Stelle der lebenslänglichen Dienstzeit in den erbländischen und galizischen Regimentern die achtjährige eingeführt, was wohl eine gewisse Verjüngung

des Mannschaftsmaterials zur Folge hatte. Trotzdem war man noch immer gewohnt, einen Mann mit fünf-, sechsjähriger Ausbildung als einen halben Rekruten zu betrachten. Es ist daher kein Wunder, wenn Radeky unmittelbar vor Ausbruch des Feldzuges sagte, die Armee sei die reinste militärische Unschuld, sie bestünde nicht aus Soldaten, sondern aus lauter verkleideten Bauern *). Und Schwarzenberg läßt keine Gelegenheit vorübergehen, seinen Offizieren einzuschärfen, daß bei der Ausbildung lediglich der Kriegszweck ins Auge zu fassen sei, die Manövrierfähigkeit der Kolonnen, die Übung in größeren Verbänden und das Schießen.

Wenn es schon vielleicht leichter war, die ersten zwei Bataillone der Linienregimenter zu komplettieren**), die dritten Bataillone bestanden aber fast durchwegs aus Rekruten und konnten außerordentlich schwer schlagfertig gemacht werden, wozu noch der herrschende Offiziersmangel das Seine beitrug. Nicht viel leichter hatten es die Jäger-Bataillone, deren jedes von zwei auf sechs Kompagnien zu bringen war und deren Zahl überdies vermehrt werden mußte. Es ist darum nicht zu wundern, wenn Oberst v. Schneider=Arno, der tapfere Kommandant des an der sächsischen Grenze stehenden zweiten Jäger-Bataillons, hat, die zahlreichen deutschen, italienischen und kroatischen Deserteure, die ihm aus dem französischen Heere zuliefen, aufnehmen zu dürfen. Der Hofkriegsrat aber wies die Überläufer den Grenz-Bataillonen zu. Etwas günstiger war es mit der Kavallerie bestellt, deren Regimenter im Jahre 1810 wohl um je zwei Eskadronen verkürzt worden waren, bei denen man jedoch immerhin einen größeren Friedensstand beibehalten hatte. Doch stieß die Remontierung vielfach auf Schwierigkeiten. Für die Artillerie hatte man zwar

*) Es darf übrigens nicht übersehen werden, daß heute bei Armeen mit kleinen Friedensständen die Verhältnisse gar nicht so enorm besser liegen!

**) Es ist hier vornehmlich von den erbländischen und galizianischen Regimentern die Rede. Bei den ungarischen bestand noch die lebenslängliche Dienstzeit, sie behielten größere Friedensstände bei, waren aber schließlich in der Mobilität etwas schwächer als die anderen Regimenter, nachdem das Recht der Rekrutenbewilligung den Ständen, im Notfalle den Komitaten zustand.

ein kleines, vorzüglich gebildetes Offiziers- und Unteroffizierskorps zur Verfügung, dessen hohe Schule das berühmte Bombardierkorps war. Aber es mangelte gewaltig an Bespannungen und Fahrleuten, bezüglich deren Radeky später sagte: „Unsere Artillerie fuhr noch im September unter Hütt und Gott auf.“ Das hinderte sie aber nicht, schon bei Dresden und dann bei Leipzig ihren traditionellen Heldenmut zu beweisen. Sie hatte in den vier verfloffenen Jahren nichts von dem Geiste eingeblüht, den sie bei Aspern und Wagram vor aller Welt dargetan.

Eine besondere Verstärkung der Armee bildete, wie im Jahre 1809, die von Erzherzog Karl ins Leben gerufene Landwehr. Die Erinnerung an die Landwehr anno Neun lebte im Volke ungeschwächt weiter, verbunden mit dem Gedenken glänzender Waffentaten, wie jener von Ebelsberg und Raab. Weniger begeistert war man aber in leitenden Kreisen von dieser Institution. Bei aller Anerkennung einzelner hervorragender Leistungen hatte sich doch gezeigt, daß die Landwehrformationen der Anlehnung an die Truppen des stehenden Heeres bedurften und dort, wo diese Anlehnung fehlte, nicht selten versagt hatten. Überdies war die Landwehr, wie sie anno Neun aussah, die beredteste Vertreterin der Idee „des Volkes in Waffen“, einer Idee, die von den am Ruder stehenden Männern mit vielen andern Idealen des Jahres 1809 beiseite geschoben worden war. Wenn Friedrich v. Gentz einmal der Befürchtung Ausdruck verlieh, es könnten aus den „Befreiungskriegen am Ende Freiheitskriege“ werden, so kennzeichnet er dadurch die Anschauung, mit der man in seinen Kreisen den Wert der Volkstümlichkeit einschätzte. Im Mai oder Juni 1813 fragte man bei Schwarzenberg an, wie er als Kommandierender über die Aufstellung der Landwehr denke. Der Fürst teilte die Anschauung, die die meisten Generale seiner Zeit bezüglich solcher vollständiger Neuformationen hatten und welche Meinung wohl auch kaum durch das Beispiel der heute so vergötterten preussischen Landwehr ins Wanken geriet. Trotzdem aber sprach er sich in zustimmendem Sinne aus, weil ihm die Landwehr-Bataillone für den Gar-nisons- und Festungsdienst notwendig erschienen.

Auf Grund dieses Gutachtens, der Notwendigkeit gehorchend, entschloß man sich daher doch, wieder eine Landwehr ins Leben zu rufen, die sich freilich sehr stark von jener des Jahres Neun unterschied. Schon das kaiserliche Statut von 1812 hatte in dieser Hinsicht Wandel geschaffen und ihr den bisherigen selbständigen, bis zu einem gewissen Grade demokratischen Charakter genommen. Die Landwehr-Bataillone, bestimmt, „neben der Verteidigung der Monarchie im Vereine mit dem Militär Garnisonsdienst zu versehen,“ gingen nunmehr vollkommen in den Regimentsorganisationen auf, verloren die landesüblichen Bezeichnungen und Titel, und erhielten die Regimentsnummer jenes Regiments, aus deren Werbebezirk sie hervorgingen. Jeder innerösterreichische und böhmische Werbebezirk stellte zwei Bataillone auf, die mährischen, schlesischen und galizischen ein oder zwei nach dem Landwehrstatut organisierte Reserve-Bataillone *). In die Landwehr wurden alle dem Heere nicht angehörenden Tauglichen und Mindertauglichen, die unter 45 Jahre zählten, eingereiht. Die Bataillonskommandanten ernannte der Kaiser aus den Reihen alter Offiziere oder des vaterländischen Großgrundbesitzes und Adels, die anderen Offiziersstellen wurden durch nichtaktive Offiziere und Unteroffiziere oder durch angesehene Zivilpersonen besetzt. Der eisengraue Rock der Landwehr kam in der Armee sehr bald zu Ehren und Ansehen. Von den 69 Landwehr- und Reserve-Bataillonen hatten alle ersten Bataillone der Regimenter in den Reihen der Feldarmee mit Auszeichnung gekämpft und sich vollkommen mit den Linientruppen verschmolzen. Die Kavallerie stellte Reserve-Eskadronen und -Divisionen auf. In Ungarn, das durch den Krieg nicht unmittelbar bedroht war und daher keine „Insurrektion“ aufbot, bildeten sich zahlreiche Veliten-Eskadronen und Veliten-Divisionen, so daß schließlich jedes Husaren-Regiment zwei Veliten-Divisionen und mitunter noch eine Velitenreserve-

*) Dieser Unterschied kam daher, weil die mährischen, schlesischen und galizischen Werbbezirke nur halbe Werbbezirke darstellten. Jedes der aus diesen Ländern hervorgehenden Regimenter ergänzte sich zur Hälfte aus Galizien, zur anderen Hälfte aus Mähren oder Schlesien.

Division angegliedert erhielt. Der Palatin konnte die Begeisterung der Ungarn nicht genug rühmen, der Krieg gegen den Tyrannen war hier populärer als irgendwo, wenn auch die tatsächlichen Leistungen hinter denen der andern Länder des Kaiserstaates zurückblieben.

Wenn es schon auf diese Art gelang, in verhältnismäßig kurzer Zeit über 200.000 Mann auf die Beine zu bringen — in bezug auf die Ausrüstung und die materielle Verfassung dieser 200.000 Mann ließen sich bis in den August hinein die großen Versäumnisse doch nicht mehr nachholen, deren sich der Staat in den letzten vier Jahren schuldig gemacht. Als die Armee Mitte August am Südfuße des böhmischen Erzgebirges versammelt war — einige Tage vor dem Beginne der Operationen — wies die Ausrüstung noch große Lücken auf. So hatte z. B. der ganze linke Flügel *) keine Patronentaschen, so daß Gefahr bestand, schon nach dem ersten Regentage mit unbrauchbarer Munition gegen den Feind zu marschieren. Auch Mäntel fehlten überall. Ja, Schwarzenberg meldete in jenen Tagen, daß er mehrere Leute der Regimenter Kottulinsky und Czartoryski ohne Beinkleider, nur in Unterhosen, ins Lager einrücken gesehen habe. Zahlreiche Kompagnien waren mit alten, eisengrauen Landwehrröcken aus dem Prager Magazin bekleidet, andere mit Leinenkitteln, die beim ersten Regen derart eingingen, daß sie kaum mehr anzuziehen waren. Radecky erzählt, daß noch Mitte September bei Tepliz und Urbesau die Besspannungsmannschaft der Artillerie in solchen Leinenkitteln und in Unterhosen erschien. Daß unter diesen Verhältnissen, bei der großen Kälte, die gerade in den letzten Augustwochen herrschte, die Spitäler überfüllt waren, ist begreiflich. Doch wäre es ungerecht, daraus den führenden Generalen einen Vorwurf zu machen. Die Schuld trifft jene Männer, die in der vorhergegangenen Friedensperiode engherzig an der Armee gespart hatten; und sie trifft in vieler Hinsicht auch die Armeeverwaltung und das militärische Ranzleiuwesen, gegen das Erzherzog Karl, Schwarzenberg

*) Vergleiche die „Kriegsgliederung“ im Anhang.

und Radetzky vergeblich angekämpft hatten *). Leider bewahrt sich gerade auf dem Gebiete des Sparens an der Armee das bittere Wort, daß die Völker aus der Weltgeschichte so viel wie nichts lernen!

In einer fast wunderbaren Weise, ohne an seinem guten Geist den geringsten Schaden zu leiden, war das österreichische Offizierskorps über die traurige Epoche von 1810—1813 hinweggekommen. Es hatte damit eine wirklich harte Probe bestanden. Durch den unglücklichen Ausgang des letzten Krieges ungerechterweise um sein Prestige gebracht, sah es sich gar bald wie ein lästiger Artikel beiseite geschoben und gerade von vielen der Besten, die unter den neuen Verhältnissen nicht mehr dienen mochten, verlassen. Grandseigneurs wie Feldmarschall Johann Fürst zu Liechtenstein, der ruhmreiche Held von der Trebbia, wie der Fürst Reuß, der Graf Hardegg und ihresgleichen zogen sich auf ihre Besitzungen zurück. Andere, wie Graf Wallmoden und der Husarenoffizier Tettenborn, Theresienritter und später in den Befreiungskriegen einer der kühnsten Parteigänger der Verbündeten, traten in fremde Dienste über. Die besonderen Feuerköpfe aber, wie Oberst Graf Nugent und Oberst Graf Fiquelmont, der Freund des abenteuerlustigen Erzherzogs Franz von Modena-Este, trieben Politik auf eigene Faust und bereiteten den heißen Boden des europäischen Südens für den letzten großen Kampf gegen den Weltfeind vor. Des Kaisers Brüder, Karl und Johann an der Spitze, mußten als Opfer des unglücklichen Feldzuges die Armee verlassen. Die aber, die blieben, waren dazu verurteilt, mitanzusehen, wie man die Armee mit den

*) In der Geschichte des Infanterie-Regimentes Nr. 12, deren Verfasser bekanntlich Erzherzog Johann Salvator (Orth) ist, wird erzählt, daß der Hofkriegsrat dem Regiment im Feldzug 1812 Leibbinden bewilligt hätte; das Regiment erhielt sie aber nicht sofort, sondern erst 1820, als es nach Neapel abging. *Se non é vero, é bon trovato!* Übrigens ging seit der Reform des Erzherzogs Karl beim Hofkriegsrat ein Stück nicht mehr durch 48 Hände, sondern nur mehr durch die Hälfte. Auch wies infolge dieser Reform das Exhibit der Zentralstelle im Jahre 1804 um 56231 Nummern weniger auf als 1803! Radetzky lag mit dem Hofkriegsrat in beständiger Fehde.

Füßen trat, und darbtten, so weit sie den niederen Chargen angehörten, nicht selten infolge einer unglaublich schlechten Bezahlung.

Eine besonders harte Prüfung traf — im Verein mit den Soldaten — jenen Theil der Offiziere, der an Frankreichs



Feldzeugmeister Peter Freiherr v. Duka

gest. 1822.

Seite den Feldzug in Rußland mitmachen mußte. Wie eine Schar Söldner zog das Auxiliarkorps, diese seltsamste völkerrechtliche Schöpfung einer verwirrten Zeit, in den Krieg. Jeder einzelne kämpfte mit dem größten Widerwillen an der Seite des Erbfeindes; nur der tiefwurzelnden, wahrhaft soldatischen Disziplin und dem Einfluß des mitfühlenden ritter-

lichen Fürsten Schwarzenberg war es zu danken, wenn die allgemeine Mißstimmung keine äußerlichen Folgen nach sich zog. Es gab aber auch niemand, der den Ausgang der Prager Verhandlungen mit so viel Spannung und Aufregung erwartete, wie das Offizierskorps. Wie die Sturmvögel kehrten, als es immer wahrscheinlicher wurde, daß es demnächst wieder gegen den Korsen gehen werde, die meisten jener Männer in die Armee zurück, die wir nach dem letzten Kriege scheiden sahen. Das Wort Schwarzenbergs, er würde für den Fall, als man an Napoleons Seite bliebe, alle seine Würden niederlegen, machte die Runde durch ganz Oesterreich. Und nirgends löste der endliche Beitritt Oesterreichs zur Koalition größeren Jubel aus als in der Armee.

Das österreichische Offizierskorps jener Tage ergänzte sich, die geringe Zahl derer, die von der Pike auf dienten, ausgenommen, aus den besten Klassen der Bevölkerung. Eine in jeder Beziehung dominierende Stellung nahm der Hochadel ein. Es gab keine der großen Familien des Reiches, die nicht einige Vertreter in die Reihen der Armee entsendet hätte. Auch Söhne reichsdeutscher Fürstenhäuser fehlten nicht. Es dienten vier Prinzen von Hessen-Homburg in der Armee, ein Reuß, ein Württemberger, ein Hohenzollern und naturgemäß auch eine Menge Mediatisirter. Selbst der Sprößling einer Rheinbunddynastie, Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg, nahm zu Beginn des Herbstfeldzuges kaiserlichen Dienst — kein anderer als jener General Graf Sorbenburg, Brigadier der Kaiser-Kürassiere und der Johann-Dräger bei Kulm; er hatte einen falschen Namen annehmen müssen, um seine an Napoleon gekettete Familie nicht zu schädigen. Sehr zahlreich waren im Heer, aber bei den einheimischen Offizieren nicht immer beliebt, französische Emigranten vertreten, die alle keine größere Sehnsucht kannten als den Sturz des verhaßten Imperators; viele unter ihnen brachten es zu hohen Stellen, ohne je mehr als ein paar Worte deutsch sprechen zu können.

Die Berichte aller Zeitgenossen haben für den Bildungsgrad der österreichischen Offiziere, ihre liebenswürdigen Umgangsformen und ihr ritterliches Auftreten nur ein lobendes

Zeugnis. Entgegenkommend gegen jedermann, voll Fürsorge für den gemeinen Soldaten, zu dem bei aller Strenge vielfach ein patriarchalisches Verhältnis bestand, vergaßen sie im Gegensatz zu den Russen auch gegen den Feind nicht die Gebote edler Menschlichkeit; wir werden Beispiele sehen, in denen der Ausdruck dieses ritterlichen Sinnes hart an die Grenzen der Donquichotterie streift. Weniger günstig stand es mit der fachlichen Ausbildung, so sehr sich auch Erzherzog Karl derselben angenommen hatte. Die Zahl der aus den Militärakademien hervorgegangenen Offiziere verschwand gegenüber der großen Masse jener, die den kurzen Weg des direkten Eintrittes in die Armee vorgezogen hatte. Und auch sonst gab es wenig Verlockungen zu einer fachlichen Fortbildung. Die zahlreichen Feldzüge boten genug Gelegenheit zur Auszeichnung. Wer in dieser Hinsicht Glück hatte, dazu gute Beziehungen und eventuell auch Geld besaß, der kam durch Tapferkeit im Felde, durch das Inhaberavancement und zuweilen auch durch Abfertigungen an die Vordermänner viel rascher vorwärts, als wenn er die Aufnahme in irgend ein wissenschaftliches Korps, wie den Generalquartiermeisterstab, das Bombardier- oder Ingenieurkorps, anstrebte. Wenn vom Feldmarschalleutnant Grafen Bubna erzählt wird, daß er in jungen Jahren bei einer Mittagstafel gleich zweimal avancierte, weil seine schöne Erscheinung und sein Auftreten die Aufmerksamkeit zweier anwesenden Regimentsinhaber auf sich lenkte, so war das ein Fall, für den sich auch in der Zeit der Befreiungskriege und bis in unsere Sechzigerjahre genug Analogien finden ließen. Übrigens liefert gerade das Beispiel des Grafen Bubna den Beweis, daß bei diesem willkürlichen Vorgang gewiß nicht immer fehlgegriffen wurde. Und was im besonderen die zahlreichen aristokratischen Generale der Armee anbelangt, die diesem System ihr rasches Emporkommen verdankten, so brachten sie wohl nur in den selteneren Fällen einen großen Fonds an Fachgelehrsamkeit mit, dafür aber das Bewußtsein, daß sie an der Spitze ihres Degens nicht nur die eigene Ehre, sondern auch die vielhundertjährige Tradition der Familie in die Schlacht trugen. Man konnte seine Freude haben, sie

im Donner der Geschütze zu sehen. Der Krieg war ihr Element. Es waren viele unter ihnen keine geborenen Führer, aber vorbildliche Soldaten waren sie alle!

Große Schwierigkeiten hatte es, dank dem geringen Entgegenkommen, das Radetzky in den Friedensjahren allenthalben fand, mit dem Generalquartiermeisterstab. Feldmarschalleutnant Graf Radetzky war, als er im Herbst 1809 definitiv die Leitung des Korps übernahm, weder mit der Auswahl der Offiziere, noch mit ihrer Vorbildung, noch aber auch mit den Vorteilen, die man ihnen bot, zufrieden. „Es ist manchmal hinlänglich gewesen,“ sagte Radetzky später einmal, „ein gutes Mundwerk, die Reitkunst und einen Vorrat an Kunstwörtern zu besitzen, um für den Generalstabsdienst tauglich befunden zu werden.“ Ja, man bemühte sich nicht einmal, aufgenommen zu werden. Gerade der Hochadel blieb dem Korps fast ganz fern. Noch im Sommer 1813 mußte Radetzky die Heeresverwaltung darauf aufmerksam machen, daß die Generalstabsoffiziere trotz größerer Fachbildung und trotz der größeren „Fatiguen“ im Dienste langsamer avancierten als die meisten Truppenoffiziere, die Artillerie ausgenommen; daß er aber ein junges, leistungsfähiges, dienstesfreudiges Korps benötige. Nicht weniger hatte der Generalquartiermeister an der Friedenstätigkeit des Generalstabes auszustellen, die ausschließlich eine mappierende war und alles andere eher, als eine Vorbereitung für den operativen Dienst bei der Armee im Felde darstellte. Leider blieb die Stimme des Generalquartiermeisters auch in dieser Beziehung vielfach ungehört. Mit bitterer Befriedigung konnte Radetzky in den Feldzügen 1813—1815 täglich Klagen ob des Mangels an tüchtigen Generalstabsoffizieren vernehmen. Der Generalstab war fleißig, brav, gewissenhaft; in seiner Rangliste treffen wir Namen, die entweder schon damals oder doch später den Stolz unserer Armee bildeten, Namen wie Stutterheim, Trapp, Welden, Rothkirch, Latour, Geppert, Augustin, Heß, Prokesch. Aber diese Offiziere mußten nicht nur erst selber lernen, wo sie bereits Fachleute hätten sein sollen, sie waren auch an Zahl zu schwach, daher mit Arbeit überhäuft, Tag und Nacht eingespannt und schon nach

kurzer Zeit abgearbeitet. Jede Division hatte — wenn es gut ging — einen, jede Armeearbeitung — jeder „Flügel“ — zwei bis drei Generalstähler, viel zu wenig, selbst wenn man berücksichtigt, daß die Adjutantur, vom Generalstab völlig getrennt, die Detailgeschäfte führte oder doch führen sollte.

Damit müssen wir mit einigen Worten der Kriegsgliederung dieser großen Armee des Jahres 1813 denken. Erzherzog Karl hatte im Jahre 1809 auch in Österreich den Korpsverband als Grundlage der Kriegs-Ordre de bataille eingeführt und damit Einheiten geschaffen, die der Feldherr jederzeit wie kleine Armeen verwenden konnte. Die Korpsverbände hatten scheinbar in mancher Hinsicht wenig entsprochen, aber nicht, weil sie an und für sich unzweckmäßig waren, sondern weil es der Armee des Jahres Neun an ausreichend geschulten Korpsführern fehlte. Aus diesem Grund vielleicht, wohl aber auch, weil man den Erinnerungen an den letzten Feldzug gern aus dem Wege ging, verzichtete man zu Anfang der Befreiungskriege auf die Korpsenteilung und ließ an ihre Stelle die veraltete Kriegsgliederung treten, mit der man in der Zeit der Positionskriege gegen den Feind marschierte und die sozusagen jedem Mann in der Schlachtfrente seinen bestimmten, unveränderlichen Platz zuwies *). Die böhmische Hauptarmee zerfiel in einen rechten und einen linken Flügel (Feldzeugmeister Graf Ignaz Gyulai und General der Kavallerie Graf Klenau) und ein Reservekorps (General der Kavallerie Erbprinz von Hessen-Homburg); zu diesen drei Abteilungen kamen noch die Armeeartilleriereserve und die Extrabranchen (Pioniere, Pontoniere usw.). Jeder der beiden Flügel hatte einige Linien-Divisionen und dann eine oder zwei leichte. Die leichten Divisionen, zum größten Teil aus leichten Truppen (Jägern, Grenzern) und aus verhältnismäßig viel Kavallerie gebildet, waren beweglicher und wurden

*) Einen sehr interessanten, die Einführung der Korps betreffenden Briefwechsel zwischen dem Grafen Grüne und dem Feldmarschalleutnant Mayer v. Heldensfeld, jenem hochbegabten Manne, der 1809 bekanntlich ursprünglich Generalquartiermeister des Erzherzogs Karl war, bringt Hornmahr in seinen „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen.“ Die Kriegsgliederung der Hauptarmee ist im Anhang enthalten.

daher im Aufklärungs- und Sicherungsdienst, als Avantgarden größeren Stils, im Tirailleurgefecht und zu anderen Spezialaufgaben verwendet. Die Linien-Divisionen zerfielen in der Regel in drei Brigaden, deren jede aus zwei Infanterie-Regimentern und einer Dreipfünder-Brigade-Batterie bestand. Das Gros der Kavallerie war im Sinne der Schlachten-Kavallerie beim Reservekorps eingeteilt und marschierte zusammen mit den Grenadieren im engsten Armeeverband, zumeist ziemlich weit rückwärts.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Kriegsgliederung sehr schwerfällig war. Die Einteilung in Flügel konnte in den seltensten Fällen aufrechterhalten bleiben. Schon bei Dresden kommandierte Feldzeugmeister Ignaz Gyulai, der Führer des rechten Flügels, den taktischen linken Flügel; ein neu-gebildeter rechter Flügel stand unter dem Befehle Colloredo's; die Reserve-Division Crenneville stand früher als alle andern Divisionen im Gefecht, usw. Der Kommandierende mußte schließlich doch mit den einzelnen Divisionen disponieren. Schon anfangs September wurde daher anstatt des Ausdruckes „Flügel“ die Bezeichnung „Armeeeinheit“ gebräuchlich, wodurch der starre Gedanke einer Schlachtordnung verloren ging. Bald hernach schlich sich, zuerst unoffiziell, dann offiziell der Ausdruck „Korps“ ein und mit ihm auch mehr oder weniger uneingestanden durch dauernde Zuweisung von Artillerie- und technischen Reserven der tatsächliche Korpsverband, wie ihn Napoleon geschaffen und Erzherzog Karl im Jahre 1809 bereits eingeführt hatte — jene organisatorische Einheit, deren nun einmal der Führer großer Massenheere nicht entbehren kann.

In den Verhandlungen von Trachenberg wurde bestimmt, daß die österreichische Hauptarmee in Böhmen durch 80.000 Russen und 45.000 Preußen zu verstärken sein wird. Diese Truppen traten am 11. August früh den Marsch aus Schlesien an und rückten in sechs Kolonnen in das Herz Böhmens ein, um sich westlich von der Elbe mit den Österreichern zu vereinigen. Es waren durchaus tüchtige, kriegsgeübte Truppen, über deren gutes Aussehen alle Berichte einig sind. Besonders die ein paar Tage später folgenden preußischen und

russischen Garden und Reserven unter dem Oberbefehl des Großfürsten Konstantin, eines Mitkämpfers Suworoffs in Italien, erregten die allgemeine Bewunderung. Leider zeigte sich nur zu bald, daß es die Russen im Gegensatz zu den Preußen, die überall mustergültige Disziplin hielten, mit der Manneszucht nicht sonderlich genau nahmen. Sie hatten schon in Preußisch-Schlesien wie in Feindesland gehaust und änderten auch in Böhmen ihr Auftreten nicht. Der Kommandierende sah sich gezwungen, zur möglichsten Vermeidung von Ausschreitungen fliegende Polizeikolonnen einzuführen und betraute Ende August den russischen Generalleutnant Ertel mit der obersten Polizeigewalt bei der Armee.

Den Oberbefehl über die russisch-preußischen Truppen führte der russische General der Infanterie Graf Barclay de Tolly, seit der Schlacht von Bausen Kommandant der russischen Armee, so weit ihn der Zar Alexander Herr sein ließ. Wir werden auf die großen Schwierigkeiten, die sich bei der Hauptarmee aus dem persönlichen Moment ergaben, bald eingehender zu sprechen kommen. Aber schon an sich komplizierte sich die Ausübung der Befehlsgewalt durch die Zusammensetzung des Heeres aus Teilen dreier grundverschiedener Armeen außerordentlich; und es muß uns daher im ersten Augenblick wundern, daß der Überlieferung nach gerade Feldmarschalleutnant Graf Radeky der Urheber dieser Vermengung ist. Der geniale Generalstabschef der österreichischen Armee hat eben hier der hohen Politik eine nur zu berechnete Konzession gemacht. Wenn jede der verbündeten Mächte ihre Armee selbständig ins Feld gestellt hätte, so wäre die Gefahr sehr groß gewesen, daß eine Macht unter dem Eindruck eines partiellen Mißerfolges die andern Mächte verlassen und nach dem Beispiel von Basel und Tilsit einen Separatfrieden abgeschlossen hätte oder doch eigene Wege gegangen wäre. Um diese naheliegende Sorge möglichst zu vermindern, wurde die andere große Komplikation in Kauf genommen, so daß in Schlesien Preußen und Russen unter einem preußischen Feldherrn, in der Mark Preußen, Russen und Schweden unter dem schwedischen Kronprinzen, in Böhmen Österreicher, Preußen und Russen unter dem öster-

reichischen Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg vereinigt waren.

Am 8. Mai 1813 war der bisherige Kommandant des österreichischen Hilfskorps in Rußland, Feldmarschall Karl Fürst zu Schwarzenberg, mittels eines kaiserlichen Handschreibens zum Kommandanten der für Böhmen bestimmten Armee ernannt worden. Sowohl der Fürst als auch das Heer und das Volk sahen sich durch diese kaiserliche Entschließung mehr oder weniger überrascht. Es gab andere Namen, die für das Amt des Oberbefehlshabers viel öfter genannt wurden, als der Schwarzenbergs, darunter allen voran der Name eines Mannes, der seit zwanzig Jahren und nach Aspern mehr denn je als der vom Schicksal vorherbestimmte Befreier Deutschlands und Europas galt: Erzherzog Karl! Die Vorgeschichte der Ernennung Schwarzenbergs zum Oberkommandanten, die Beratungen und Besprechungen, die ihr in der Wiener Burg vorausgegangen sein mochten, sind der Mitwelt ebenso wie der Nachwelt verborgen geblieben. Gewiß ist, daß der Ruf des Volkes und der Armee nach dem Generalissimus des Jahres 1809 bis in die Gemächer des Kaisers gedrungen und daß es Franz I. auch nicht unbekannt geblieben war, wie sich hier das Verlangen der Allgemeinheit mit dem sehnlichsten Herzenswunsch seines Bruders deckte. Wenn wir dem Freiherrn v. Hormayr glauben dürfen, so lag der Entwurf des kaiserlichen Handschreibens an den Sieger von Würzburg und Aspern bereits auf dem Schreibtisch des Kaisers, als sich neuerdings das Gespenst des Mißtrauens und der Intrigue zwischen die beiden Brüder drängte. Erzherzog Karl blieb wie seine andern Brüder zur Untätigkeit verurteilt. Wie der Erzherzog diese große Enttäuschung überwunden — wir erfahren darüber nur wenig; kaum eine verborgene Andeutung dort oder da in einem seiner Briefe. Wohl aber lesen wir, daß keines der Regimenter auf seinem Marsche nach dem Kriegsschauplatz die Residenzstadt passieren durfte, ohne daß es der Generalissimus auf dem Josefstädter Glacis Revue passieren ließ und ihm seine Segenswünsche mit auf den Weg gab. Einige Monate später heißt es dann in einem zeitgenössischen Bericht: Erzherzog Karl

hätte sich zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit in die Alpen begeben. In dem Fragmente zu einer Selbstbiographie aber, das aus der Zeit der Befreiungskriege stammt, sagt der Erzherzog im ersten Satz von sich selber,



General der Kavallerie Friedrich Josef Ludwig Erbprinz (1820 Landgraf)
zu Hessen-Homburg

gest. 1829 als General der Kavallerie.

daß er das Unglück gehabt hätte, mit einem empfindsamen Herzen geboren zu sein. Wie mag dieses „empfindsame“ Herz gelitten haben, als Karl im Sommer 1813 die Regimenter mit fliegenden Standarten ins Feld ziehen sah, während er,

ihr geistiger Führer seit zwei Dezennien, zurückbleiben mußte in der Verborgenheit *).

Die Ernennung des Fürsten Karl zu Schwarzenberg zum Kommandierenden der böhmischen Armee wurde vielfach bekritlet. Der Fürst war trotz seiner Erscheinung, seiner Charaktereigenschaften und seines Wesens in keiner Weise populär, es fehlte ihm, wie ein Historiker sagt, jener Persönlichkeitszauber, der die Massen erobert. Auch im Heere, das der einst im Lager von Mannheim den jungen „Sieger von Tour-nay“ mit allem Enthusiasmus feierte, dachte man sehr verschieden über ihn. Die 1812er Ereignisse in Rußland und Podolien vollzogen sich zu weit vom Schuß, als daß man sich über das Feldherrngeschick des Fürsten besondere Gedanken gemacht hätte. Sonst hatte man ihn bisher an der Spitze keines größeren Körpers, als dem einer Kavallerie-Division gesehen. Selbst Männer wie Feldmarschallleutnant Fürst Alois Liechtenstein machten kein Hehl daraus, daß sie Schwarzenberg für seinen neuen Posten nicht geeignet hielten; und das war derselbe Liechtenstein, der vor Beginn der russischen Kampagne dem Kaiser erklärte, wie nur eines dem Soldaten des Hilfskorps Befriedigung gewähren könne: die Führung Schwarzenbergs; „denn auf den Wegen dieses Mannes zu wandeln, kann keine Unehre sein!“ Es darf übrigens nicht verschwiegen werden, daß die Übernahme des Kommandos auch dem Fürsten manche bittere Stunde bereitete. Er hatte einen zu klaren Blick, um die große Verantwortung und die riesigen Sorgen zu verkennen, die er mit der Bürde seines neuen Amtes auf sich nehmen mußte, und war zu bescheiden,

*) Auch die anderen Erzherzoge teilten das Schicksal Karls: Johann, Ludwig, Maximilian; ja selbst Ferdinand, der sich als Generalkommandierender in Mähren große Verdienste um die Mobilmachung erworben hatte, mußte unmittelbar vor Ausbruch des Krieges sein Kommando niederlegen. Erzherzog Johann, der Abgott der Alpenvölker, stand seit der berüchtigten „Roschmaniade“ völlig in Ungnade. Erst im Jahre 1815 erhielten die Erzherzoge wieder Anstellungen in der Armee, freilich solche, in denen sie nur einen unbedeutenden Wirkungsbereich hatten. So mußte sich z. B. Erzherzog Karl mit dem Posten eines Festungsgouverneurs von Mainz begnügen.

um sich die Eignung zuzutrauen. Nur seine ehrliche, tiefe Gläubigkeit und das Vertrauen in das gute Recht der Sache verliehen ihm die Kraft, den Leidenskelch bis zur Neige zu leeren.

Und doch hatte, wie die militärisch-politischen Ereignisse der nächsten Monate klar erwiesen, der Kaiser Franz eine gute Wahl getroffen, als er das Kommando seiner Hauptarmee einem Mann verlieh, der nicht nur Soldat, sondern auch Diplomat und Grandseigneur in einer Person war. Als Osterreich durch die Reichenbacher Konvention und durch die Trachenberger Konferenzen — vorerst bedingungsweise — in die Reihe der Verbündeten eintrat, da war neben andern Fragen auch die eines gemeinsamen Oberbefehls zu lösen. Ein solcher gemeinsamer Oberbefehl war in erster Linie für die große, aus österreichischen, russischen und preußischen Truppen zusammengesetzte böhmische Armee geboten, er war aber auch bezüglich der Armeen Blüchers und Bernadottes kaum zu entbehren, deren allgemeines Verhalten zwar vorderhand geregelt war, die aber schließlich doch mit der Hauptarmee in Kontakt treten sollten. Während des Frühjahrsfeldzuges stand es mit der Befehlsgewalt der Verbündeten sehr im argen. Daß Kaiser Alexander de facto das erste Wort führte, war begreiflich. Aber der Zar besaß bei allem Ehrgeiz und aller Befähigung nicht genug Selbstvertrauen und Sicherheit, um auch nominell die Befehlsgewalt auszuüben. Er übertrug dieselbe stets einem seiner Generale: zuerst dem altersschwachen Kutusow, dann dem Grafen Wittgenstein und schließlich, als auch dieser nach der Schlacht von Bautzen die schwere Bürde abschüttelte, dem Grafen Barclay de Tolly. Die Preußen kamen bei allen diesen Kombinationen nie in Betracht. Der König machte, wie ein vorlautes österreichisches Komteschen in ihrem Kongreßtagebuche vermerkt, neben dem Zaren den Eindruck eines Adjutanten; und eine analoge Rolle fiel auch trotz der Größe und vorzüglichen Verfassung dem preußischen Heere und seinen Generalen zu.

Mit dem tatsächlichen Beitritt Osterreichs kam die Angelegenheit in ein neues Stadium. Wieso dabei schließlich

Österreich förmlich den Oberbefehl zugesprochen erhielt — ob auf sein Verlangen oder auf Vorschlag des damals sehr entgegenkommenden Zaren — über diese Dinge sind uns keine sicheren Angaben erhalten; die zeitgenössischen Darstellungen gehen in ihren Erklärungen sehr weit auseinander. Gewiß ist, daß man sich speziell im russischen Lager nicht leicht zu einem Verzicht entschlossen hat. Und es ist daher ganz gut denkbar, daß die abenteuerlichsten Auswege zur Erörterung kamen, ehe man zu einem Definitivum gelangte. So ist unter anderm erwogen worden, das Kommando überhaupt keinem General der drei Hauptmächte, sondern dem Kronprinzen Johann Bernadotte von Schweden zu überlassen, der als ehemaliger Marschall des französischen Kaisers jedenfalls eine gute Schulung hinter sich hatte. Da sogar Moreau soll genannt worden sein, der Todfeind Napoleons, der, vom Zaren gerufen, sein amerikanisches Exil verlassen hatte und sich bereits auf dem Wege nach Europa befand, um den Verbündeten sein Feldherrntalent zur Verfügung zu stellen. Aber Österreichs Stellung dominierte zu stark; freiwillig oder durch die Verhältnisse gezwungen, legten der Zar Alexander und der König Friedrich Wilhelm von Preußen schließlich doch formell die Befehlsgewalt über die Hauptarmee und damit auch über alle verbündeten Heere *) in die Hände des österreichischen Feldherrn. Feldmarschall Karl Fürst zu Schwarzenberg sah sich plötzlich vor einer Mission, wie sie seit Gottfried von Bouillon kein zweiter in der Weltgeschichte zu erfüllen hatte.

Es war geboten, die Genesis des Schwarzenbergschen Oberbefehls eingehender zu betrachten. Denn nur aus ihr erhält man ein annäherndes Bild von der schwierigen Lage, in der sich der Fürst als Feldherr dreier Monarchen, als Kommandant dreier wesentlich verschiedenen Armeen, als Chef so und so vieler schmollenden und verstimmten Generale

*) Ob Fürst Schwarzenberg in aller Form den Oberbefehl über alle Streitkräfte übertragen erhielt, ist übrigens nicht sicher. Man findet diesbezüglich in manchen neueren Werken Zweifel ausgesprochen. Es scheint jedoch eher, daß man anfänglich die Allgemeinheit absichtlich im Unklaren ließ; später präzisirte sich die Stellung des Fürsten ja ohnehin, so weit dies unter den Verhältnissen überhaupt möglich war.

befand, und von der großen Überlegenheit, der sich allein schon in dieser Hinsicht der feindliche Feldherr Napoleon erfreute. Feldmarschall Fürst Schwarzenberg war vor allem nicht einmal unumschränkter Führer seiner eigenen Armee, sondern ein Vasall seines Kaisers. Und wenn sich auch Kaiser Franz in kluger Mäßigung von den Operationen möglichst fernhielt, es fehlte doch nicht an heterogenen Einflüssen in seiner Umgebung. Besonders zwei Männer werden da immer genannt: die beiden Generale Duka und Rutschera. Baron Rutschera war Generaladjutant des Kaisers, eine jener Naturen, wie sie gerade in der Umgebung der Großen dieser Erde manchmal emporzukommen wissen. Franz erkannte die Menschen zu gut, als daß ihm die minderen Eigenschaften seines Adjutanten verborgen geblieben wären; brutal, stark sinnlich, berechnend, hatte Rutschera nur sehr wenig Freunde. Aber der Monarch, einmal an jemand gewöhnt, trennte sich nur schwer; auch wußte sich Rutschera, wie man erzählt, als Mitglied des kaiserlichen Musikquartetts bis zu einem gewissen Grade unentbehrlich zu machen. Doch wird sein Einfluß auf den Kaiser vielfach überschätzt. Wenn irgendwo, so mag es dem General manchmal gelungen sein, in persönlichen Fragen mitzureden — in solchen politischer und allgemein militärischer Natur wohl fast nie. Viel stärker fällt die Persönlichkeit des Feldmarschalleutnants Freiherrn v. Duka ins Gewicht, des zweiten treuen Begleiters des Kaisers durch alle Feldlager der Befreiungskriege. Duka, ein Jugendgespieler des Monarchen, aus der Schule Lacys hervorgegangen, als junger Offizier Mitkämpfer mehrerer Feldzüge, dann aber bald an den Hof gezogen, hatte zu der in Rede stehenden Zeit keine offizielle Funktion im Hofstaat; er erscheint in den Armeelisten als Kommandierender im Banat mit dem Vermerk „abwesend“. Dessenungeachtet galt er allseits als der „Generalstabschef am kaiserlichen Hoflager“. Duka war ein braver, gewissenhafter Mann, aber in den alten Anschauungen aufgewachsen, eine durchaus defensive Natur, Anhänger der Positions- und Lineartaktik, der den ganzen Krieg nach geographischen Momenten, nach Terrainabschnitten, Stellungen und Schlüsselpunkten beurteilt und geführt wissen wollte.

Alle Kriegspläne, die aus dem Hauptquartier kamen, gingen stets durch seine Hände und wurden von ihm vor allem dahin geprüft, ob sich die Armee nicht zu großen Gefahren aussetze. Und der Kaiser, selber bedächtig und vorsichtig, hatte immer ein geneigtes Ohr für die Warnungen seines treuen Ratgebers. Österreich habe nur die eine Armee, das war die stereotype Mahnung, die Schwarzenberg zu hören bekam. Es ist kaum zu zweifeln, wo ihr eigentlicher Urheber zu suchen ist.

Verhältnismäßig wenig machte sich der Einfluß des klugen Königs von Preußen fühlbar; es sind nur einige Fälle überliefert, in denen er bei Kriegsräten ein besonders machtvolles Wort redete. Dazu kam noch, daß der intimste Ratgeber des Königs, General von der Knesebeck, wie Duka ein Mann konservativster Gesinnung, große Sympathien für den ritterlichen Oberkommandierenden besaß und auch seinen König in dieser Hinsicht beeinflusste *). Ein bedeutend schwierigeres Verhältnis bestand zu Blücher, dem Kommandierenden der schlesischen Armee, diesem prächtigen Draufgänger, der immer den Stier bei den Hörnern gepackt wissen wollte und so gar nicht einverstanden war mit der klug berechnenden, politisch vorsichtigen Kriegsführung Schwarzenbergs. Es kam zu manchen tiefgehenden Konflikten, die oft häßliche Formen anzunehmen drohten. Glücklicherweise war es Gneisenau, der sich auch in der unmittelbaren Umgebung des „Marschalls Vorwärts“ unter den Eindrücken des Augenblickes ein klareres Urteil über den Oberkommandierenden bewahrte und dessen schwierige Stellung jederzeit richtig einschätzte. Und auch Blücher, der Siebziger mit dem heißen Blut eines Jünglings, bekannte sich, als er später über die Erregungen der Stunde hinaus war, edelmütig und offen zur Meinung seines Gene-

*) So schreibt Knesebeck am 12. September 1813 an Blücher: „Wir kommen aus dem Kriegsrat nicht heraus. Schwarzenberg ist ein verständiger Mann, der aber nicht die Meinung und den Glauben der Monarchen für sich hat, daher ewige Kontroversen; die russischen Generale folgen nicht. Der Kaiser befiehlt zuweilen mit; Toll, Jomini, Diebitsch pfuschen auch mit drein; so kommen die widersprechendsten Befehle und niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist.“ (Unger, „Blücher“.)

ralstabschefß und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dem Fürsten Schwarzenberg Satisfaktion zu geben. Es ist allgemein bekannt, wie er gelegentlich eines Toastes den Fürsten als den Mann feierte, der, trotz der Anwesenheit dreier Monarchen, Napoleon besiegt habe.

Am meisten hatte Schwarzenberg jedenfalls unter der russischen Partei zu leiden, mit Kaiser Alexander an der Spitze. Hier waren die, die sich die größten Hoffnungen gemacht hatten, die am meisten Enttäuschten, die am meisten Gekränkten und die Verbissensten. Der Zar hatte wohl oder übel aus freien Stücken auf den Oberbefehl verzichtet. Aber er konnte diesen Verzicht nie verschmerzen und es auch Schwarzenberg nie verzeihen, daß er statt seiner den von ihm im geheimen doch begehrten Oberbefehl erhalten hatte. Und seine Untergebenen, die natürlich auch an die Pläne ihres Herrn eigene Hoffnungen geknüpft hatten und sich jetzt zurückgesetzt sahen, taten ihr möglichstes, den Zaren in seiner Verstimmung gegen den Oberkommandierenden zu bestärken; von Barclay angefangen, der sich plötzlich vom Chef der verbündeten Streitkräfte zu einem Unterführer degradiert sah, bis zu den Frontgeneralen herab, denen man anfangs die Befehle Schwarzenbergs zuschmuggeln mußte, ohne ihnen den Urheber zu sagen; die zwei Franzosen Moreau und Somini nicht zu vergessen, die wir zu Beginn der Operation auf Dresden auftauchen sehen werden. Die russische Partei hatte sich, so liebenswürdig auch der Zar den Fürsten persönlich behandeln mochte, an Schwarzenberg schwer vergangen und ihm Prüfungen auferlegt, die ein Übermaß an Geduld und Selbstüberwindung forderten. Der Zar wußte noch jedesmal durch Einsatz seiner Persönlichkeit dem Oberkommandierenden die eigene Anschauung oder die seiner Ratgeber aufzuzwingen, ohne Rücksicht darauf, daß die Verantwortung vor der Welt ja schließlich doch Schwarzenberg zu tragen hatte und in der That trug. Der Zar schädigte durch unausgesetzte Klagen über des Fürsten mindere Führeigenschaften gegenüber Berufenen und Unberufenen, insbesondere gegenüber seiner Umgebung, bei der er ein nur zu geneigtes Ohr fand, das Prestige des Feldmarschalls im höchsten Grade; und er

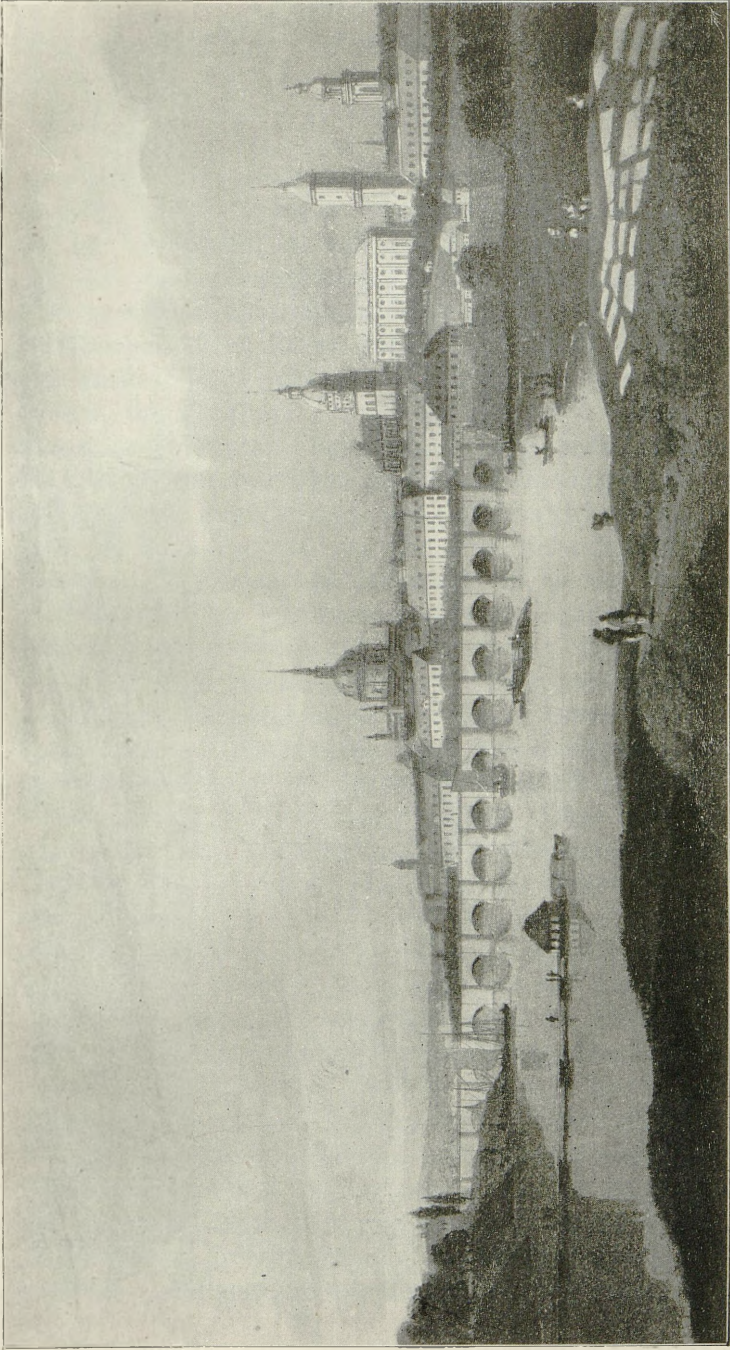
kommandierte schließlich, wie sich so und so oft nachweisen läßt, mit den russischen und preußischen Heeresteilen hinter dem Rücken Schwarzenbergs, so daß dieser oft vor Situationen stand, die er gar nicht geschaffen hatte *). Nur ein Edelmann wie Schwarzenberg konnte es über sich bringen, eine solche Bürde entsetzend weiterzutragen. Und niemand hat es denn auch je vermocht — wie immer sonst über den Führer der verbündeten Heere geurteilt worden war — am Charakterbilde dieses Mannes zu rühren. Daß er ein edler, braver Soldat war, der keinen andern Ehrgeiz kannte, als sich der großen Sache zu opfern, deren Märtyrer er wurde, — daß er ein Mann von ehrlichstem Willen war, klug, besonnen, frei von Selbstüberhebung und Selbstüberschätzung, im Kleinen nachgiebig, um Großes zu erreichen, weichherzig, voll Sorge für alle, deren Schicksal ihm anvertraut war, ein Helfer in allen Nöten mit jener Zartheit, wie sie nur vornehmen Naturen eigen ist — das mußten ihm auch seine Widersacher neidlos zugestehen. Das Vorbild eines Ritters im besten Sinne des Wortes!

Freilich hat eine wohlfeile, posthume Kritik auch hier eine Blöße herausgefunden und vom Wirken Schwarzenbergs nicht ohne den Hinweis Notiz genommen, daß eben die mangelnden

*) Die russischen Darstellungen des Feldzuges erzählen ganz unverfälscht, Alexander hätte bei den einzelnen Armeen Offiziere eingeteilt, die seine Befehle an die russischen Truppen zu übermitteln hatten und direkt an ihn, mit Umgehung Schwarzenbergs gewiesen waren.

Eine eigenartige Rolle spielte in dieser Hinsicht der russische General Toll, Militärbevollmächtigter des Zaren im Hauptquartier Schwarzenbergs und gleichzeitig dessen Quartiermeister in Bezug auf die russischen Truppen. Toll gesteht ein, er sei wiederholt nicht der Ansicht Schwarzenbergs gewesen und habe sich dann ganz einfach, bevor er dessen Befehle zu Barclay gebracht, hinter den Zaren gesteckt, der stets ohne Vorwissen des Kommandierenden die gewünschte Abänderung vorgenommen habe.

Was die Klagen des Zaren über den Kommandierenden betrifft, so werden wir im Kapitel „Rückzug“ ein Beispiel sehen. Ein anderes bietet die schöne Lady Burgerth in ihren Memoiren. Sie traf mit Alexander zu Frankfurt zusammen — vierzehn Tage nach der Schlacht von Leipzig — und die beiden sprachen unter anderem auch von Wellington, dem Sieger von Vittoria, wobei der Zar sofort bemerkte: „Ja, wenn wir einen Wellington hätten, da würde es besser mit uns aussehn!“



Ansicht von Dresden aus dem Jahre 1813.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Feldherrneigenschaften es waren, die ihm solche Opfer auferlegten. Ein wirklicher Feldherr wie Napoleon hätte von Anfang an durch die Gewalt des Genies, durch die Macht seiner Persönlichkeit jeden Widerspruch, jeden Ungehorsam niedergeschlagen. Aber das eigentliche Feldherrnwirken des Fürsten Schwarzenberg ist infolge der verwirrten Verhältnisse, die um ihn herrschten, und des stolzen Schweigens, das er und sein Generalquartiermeister sich stets auferlegten, ein dichter, vielfach undurchdringlicher Schleier gebreitet, der ein verlässliches Urteil kaum zuläßt. Dessenungeachtet wird es eine ehrliche österreichische Geschichtsschreibung nie versuchen wollen, ihn etwa auf die gleiche Höhe mit seinem Gegner Napoleon zu stellen. Dazu fehlte gewiß vieles. Schwarzenberg selber war der Letzte zu solcher Anmaßung und gesteht in den Tagen von Leipzig seiner geliebten „Nani“ ehrlich und offen die Besonnenheit, die ihn beim Gedanken erfaßte, dem „größten Feldherrn des Jahrhunderts, einem der größten aller Zeiten,“ im Entscheidungskampfe gegenüber zu stehen. Wo auch wäre damals auf beiden Seiten einer gewesen, der es jenem hätte gleichtun können! Aber eins muß bei den Verdiensten Schwarzenbergs anerkannt werden: daß sich, Erzherzog Karl ausgenommen, unter den Generalen der Verbündeten wohl kaum ein zweiter gefunden hätte, der die Rolle besser als der Fürst zu Ende geführt. Oder vielleicht doch der Sieger von der Raabach, der volkstümlichste Held der Befreiungskriege, dessen Bild heute die Erinnerung an alle andern Großen der Epoche in den Schatten stellt? Es ist nicht leicht, das zu glauben. Schon an einem der ersten Tage hätte Blücher entweder starren Sinnes mit harter Faust die Koalition zertrümmert, oder die Väter der Allianz vor die peinliche Aufgabe gestellt, sich nun erst recht einen andern Kommandierenden suchen zu müssen. Es war das Schicksal so mancher österreichischen Feldherren, daß ihnen gleichzeitig mit dem Lorbeer die Dornenkrone des Dulders aufs Haupt gedrückt wurde. Auch Schwarzenberg gehörte zu diesen. Und wir Österreicher werden es uns nicht nehmen lassen, mit stolzer Bewunderung zu dem Manne emporzublicken, dessen Reiterdenkmal — ein getreues Abbild aus seinen schönsten Jahren —

sich im Herzen der Kaiserstadt erhebt, zu ihm als einem unserer Edelsten und Besten.

Man darf das Bild von der Armeeleitung nicht abschließen, ohne der unverdrossenen Gehilfen zu gedenken, die des Kommandierenden Freud' und Leid ein Jahr lang und mehr getreulich teilten — des österreichischen Hauptquartiers und seines Chefs, des Feldmarschalleutnants Josef Grafen Radetzky.

Das Hauptquartier zerfiel nach altem Brauch in die mit der Leitung der Operationen betraute Operationskanzlei, in die Detailkanzlei und in das Armeegeneralkommando (Feldmarschalleutnant Baron Prohaska), dem der Dienst hinter der Front, die Organisation des Zu- und Nachschubes und was sonst zum Etappenwesen gehört, oblag. An der Spitze der Operationskanzlei stand ursprünglich, umgeben von einem Stab junger, ambitionierter Generalstabsoffiziere, der alte Vertraute Radetzky's, Generalmajor Baron Trapp, ein gediegener ehrlicher Charakter, streng, aber wohlwollend und von seinen Untergebenen verehrt, ein Mann von außergewöhnlicher Arbeitskraft, die auch durch seine Behäbigkeit keine Einbuße erlitt. Mitte Juni aber wurde Trapp mit seiner Kanzlei dem zum ersten Generalquartiermeister ernannten früheren sächsischen General Baron Langenau unterstellt, dem im weiteren Verlaufe des Feldzuges eine wichtige Rolle beschieden war und der nicht selten mehr Gehör bei Schwarzenberg fand als der Generalstabschef Graf Radetzky. Langenau war einer der Begleiter des Königs von Sachsen auf dessen politischem Erkurs nach Prag gewesen und hatte sich bei Napoleon so unmöglich gemacht, daß er Friedrich August bei der reumütigen Rückkehr nach Dresden nicht mehr folgen konnte. Er verbrannte in der Nacht auf der Prager Brücke alle seinen König kompromittierenden Papiere und reiste des andern Tages nach Wien, wo er mit offenen Armen aufgenommen und — vorerst im geheimen — zum k. k. Generalmajor ernannt wurde. Langenau war damals erst 31 Jahre alt, von unscheinbarem Außern, aber hoch befähigt, temperamentvoll, von bedeutender Bildung. Er hatte aber infolge seines fabelhaft raschen Vorwärtstommens und einer übermäßigen Ver-

himmlung von allen Seiten schließlich den richtigen Maßstab für die Beurteilung seiner selbst verloren — ein Talent, aus dem andere ein Genie gemacht hatten! Seinen Anschauungen nach leider ein Stratege der alten Schule, war er in hohem Grade von sich und seiner Kriegskunst eingenommen, dabei kurz angebunden, barsch, rechthaberisch und daher besonders anfänglich im Stabe nicht beliebt. Später, auf den Schlachtfeldern, lernte man in ihm freilich auch einen Soldaten von großer persönlicher Tapferkeit und Aufopferung kennen, Grund genug, ihm mehr Sympathie zuzuwenden.

Chef der Detailkanzlei war der Generaladjutant des Fürsten, Generalmajor Baron Koller, ein eleganter, schöner und allseits beliebter Offizier, der wiederholt zu heiklen diplomatischen Missionen verwendet wurde und am Wiener Kongreß mit dem Herzen einer Großfürstin gleichzeitig einen nicht zu unterschätzenden politischen Einfluß gewann *). Er war während des Feldzuges von einer Schar kecker Galopins umschwärmt, von Söhnen der ersten Familien des Reiches, deren Husarenstücke häufig das Gespräch der ganzen Armee bildeten. Um einige Namen zu nennen: es befanden sich unter ihnen Graf Paar, Fürst Liechtenstein, Graf Woyna, von der Schulenburg, Clam-Martiniß und Stephan Szechenyi, der spätere „große Ungar“.

Die oberste Leitung dieses umfangreichen bunten Stabes lag in den Händen des Generalstabschefs Feldmarschalleutnant Grafen Radezky. Wohl nie hatte ein Mann ein Amt weniger begehrt, als Feldmarschalleutnant Radezky das seine. Noch im Mai erscheint sein Name in den Armeelisten unter den Divisionären. Er war glücklich, einige Monate früher endlich des seit 1809 unter den ungünstigsten Verhältnissen innegehabten Generalquartiermeisteramtes losgeworden zu sein, und wollte sich eben leichten Herzens zur Armee nach

*) Feldmarschalleutnant Baron Koller hatte auch im Jahre 1814 den Kaiser Napoleon in seine Verbannung nach Elba geführt. In der im Jahre 1909 zu Wien veranstalteten Erzherzog Karl-Ausstellung konnte man den Generalsrock sehen, den Koller dem Kaiser der Franzosen geliehen, um ihn unerkannt, unbelästigt von den Insulten der Bewohner durch Südfrankreich zu bringen.

Böhmen begeben, als er kurz vor seiner Abreise — Ende April oder Anfang Mai — zu Schwarzenberg gerufen wurde und seine Ernennung zum Generalstabchef erhielt. Radetzky war wie aus den Wolken gefallen. „Schwarzenberg hat mich“, erzählte er später, „auf Empfehlung des Fürsten Liechtenstein gewählt. Ich war unbekannt mit den Verhältnissen seines Hauses, mit seinen Gewohnheiten und Fähigkeiten und fand mich gleich anfangs, da mir das Treiben und Wirken der sogenannten großen Welt, deren Triebfedern einige Damen waren, fremd war, unbehaglich.“ Er sah sich um seinen liebsten Traum betrogen, an der Spitze einer Division braver, ihm ergebener Truppen in den Krieg zu ziehen. Anders freilich dachte man, wie wir beispielsweise aus einem Glückwunschsreiben des Herzogs von Württemberg, Kommandierenden zu Wien, entnehmen können, in der Armee über die Ernennung, wo man „in der Freude über die glückliche Wahl einer Gesinnung war“.

Geboren im Jahre 1766, also um fünf Jahre älter als sein neuer Chef, seit fast drei Dezennien Soldat und auf allen Schlachtfeldern zu Hause, zählte Radetzky nicht nur zu den besten, sondern auch zu den populärsten Generalen. Es gab aber auch keinen zweiten in der Armee, der sein Handwerk so von Grund auf gelernt hatte wie er. Er war bei allen Waffen, in den verschiedensten Verwendungen, hatte als Kavallerist begonnen, wurde dann Adjutant und Generalstabler, Pionier, Kürassieroberst, Infanteriebrigadier, Leiter der ersten Zentralequitation, Divisionär, Generalstabchef, Generalquartiermeister — lebte allen diesen Ämtern mit Leib und Seele und mit größtem Erfolge, gleich ausgezeichnet im Frieden wie im Kriege. Ist es da ein Wunder, wenn Schwarzenberg auf ihn griff? Aber Radetzky's Fähigkeiten und Charakter brauchen nicht viel Worte gemacht zu werden. Er war glänzend begabt, von umfassender Bildung, die er sich auf dem harten Wege des Autodidakten erworben hatte, kühn, energisch, rasch im Entschluß, von klarem Urteil und weitreichendem Blicke, hoher Verantwortungsfreudigkeit, großem, persönlichen Mut, seltener Schaffenskraft und außerordentlichem Fleiß: was soll man noch alles her zählen! Radetzky hatte noch am Abend

seines ruhmreichen Lebens das Glück, in helleuchtender Art darzutun, was Osterreich an ihm besaß, es genügt, seinen Namen zu nennen, um zu wissen, daß er der geeignete Mann war. „Und dennoch“, sagt einer der modernsten Schilderer des Feldzuges, Oberst Friederich, „haben sich die im Jahre 1813 auf Radezky gesetzten Hoffnungen nur zum geringsten Teil erfüllt, nicht durch seine Schuld, sondern hauptsächlich durch die eigenartige Charakterbildung Schwarzenbergs, der sich weniger von dem zwar geschätzten, aber doch nicht in seiner ganzen Bedeutung gewürdigten Radezky, als von dem ihm geistig näher verwandten Generalquartiermeister Langenau hingezogen fühlte.“ Nun ist freilich das Verhältnis zwischen Schwarzenberg und seinem Stabschef so ungeklärt wie viele andere Kapitel dieser Epoche, denn es findet sich weder in den Akten, noch in den Memoiren etwas, noch haben die beiden Hauptbeteiligten jemals ein Wort darüber gesprochen. Trotzdem mag der erwähnte Geschichtsschreiber recht haben. Radezky war ganz anders geartet wie sein Chef, viel weniger Diplomat und mehr Soldat, er stand dem Fürsten von Anfang an fremd gegenüber und trat, bei aller gegenseitigen Hochachtung, nie zu ihm in jenes innige Verhältnis, wie es später etwa zwischen dem greisen Feldmarschall und seinem Generalquartiermeister Heß bestand. Er hatte schließlich auch nicht Zähigkeit und Langmut genug, ja es fehlte ihm sogar an der Beredsamkeit, um sich bei allen Gelegenheiten durchzusetzen und seinem Kommandierenden seine Meinung sozusagen aufzudrängen. Speziell bei den obligaten Kriegsräten *) sehen wir ihn fast nie in jener Rolle, die der Bedeutung seiner Stellung entsprach; er steht bescheiden im Hintergrund oder hält sich sogar überhaupt fern. Ein großer Teil der Schlachtendispositionen hat nicht ihn zum Verfasser,

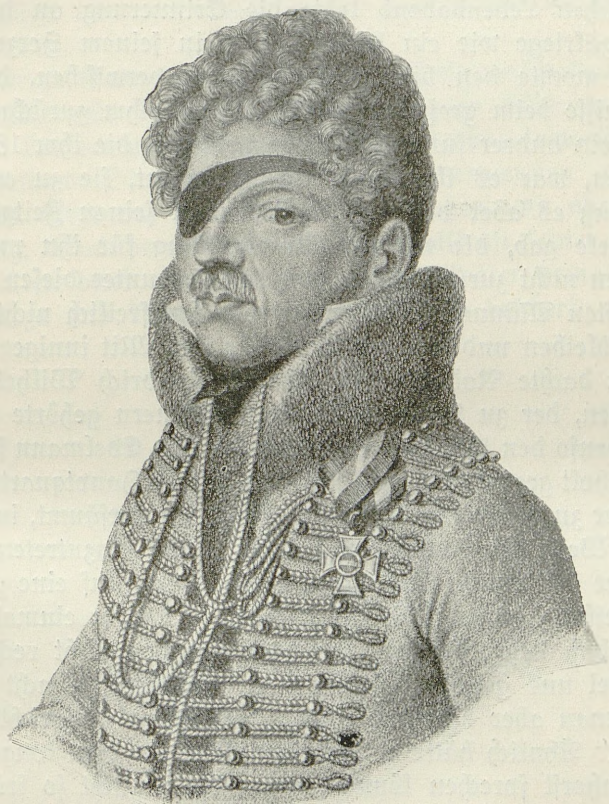
*) Alle wichtigen Entschlüsse des Herbstfeldzuges wurden im Kriegsrat gefaßt. In nicht weniger als siebenzehn Fällen trat ein Kriegsrat zusammen, und in nicht weniger als neun Fällen war Schwarzenberg in der unangenehmen Situation, Kriegsratsbeschlüsse ausführen zu müssen, die seinen Anschauungen direkt zuwider liefen. Nur sechsmal war er seinem innersten Herzen nach einverstanden. (Bixtum, „Die Hauptquartiere im Herbstfeldzug 1813 usw.“)

sondern Langenau, der vor allem als Terrainkenner Sachsens ein gewichtiges Wort führte.

Trotzdem wäre es irrig, zu glauben, daß Schwarzenberg oder Langenau dem Generalstabschef seine Stellung so verleidet hätten, wie sie es ihm in der That war. Dieses zweifelhafte Verdienst fällt andern zu, den Russen und den beiden „Franzosen“ Moreau und Jomini, aber vor allem im eigenen Lager dem General Duka, dem hartnäckigsten Gegner jeder Großzügigkeit, der den Grafen nicht selten der wertvollsten Stücke beraubte, die ein Feldherr haben kann — des Vertrauens seines Kaisers. Radežky redete in späteren Jahren — so gesprächig er sonst war — nur sehr wenig über diese Epoche seines Lebens; aber wenn er einmal auf Duka zu sprechen kam, so geschah dies stets unter den Zeichen tiefster Verstimmung. Zur Beleuchtung der Rolle Dukas möge eine Szene erwähnt sein, die der spätere Sieger von Custoza und Novara Ende 1813 in Freiburg erlebt hat. Radežky war gerade in einer administrativen Angelegenheit beim Kaiser, als dieser plötzlich sagte: „Unter anderm —, wenn Sie mir mit Ihren Projekten nicht aufhören und nichts Gescheiteres haben als diesen Operationsplan, so lasse ich Sie auf dem Spielberg einsperren!“ Radežky machte eine Verbeugung und ging zu Schwarzenberg in der Absicht, seine Demission zu erbitten. Aber noch ehe er in der Lage war, seinen Plan auszuführen, wurde er zum kaiserlichen Diner geladen. Dabei fragte ihn der Kaiser: „Na, wie geht's, Radežky?“ „Sehr schlecht, Eure Majestät!“ antwortete der Graf und fügte auf eine neuerliche Frage nach dem Grunde hinzu: „Weil ich die Gnade Eurer Majestät verloren habe. Aber erlauben, Majestät, haben Sie überhaupt meinen Operationsplan gelesen?“ Franz I. sagte: „Nein!“ — worauf Radežky in freimüthiger Weise bat, der Kaiser möge den Plan erst lesen und ihm dann erlauben, sich zu verteidigen. Duka hatte, wie immer, das Referat gehabt; und wenn er dieses einmal auch den kürzeren zog — die Episode ist doch bezeichnend genug.

Ubrigens hat Radežky mehr als einmal seine Demission eingereicht, sie aber stets wieder zurückgenommen. Sein Pflicht-

gefühl war zu groß; wenn nichts anderes, so hinderte ihn, auf seiner Bitte zu beharren, die sehr naheliegende Gefahr, daß Duka sein Nachfolger würde. Die großen seelischen Erschütterungen der Jahre, verbunden mit übermäßigen Strapazen



Feldmarschalleutnant Adam Albert Graf Neipperg

gest. 1829.

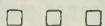
-- er kam zum Beispiel vom Dezember 1813 bis in den März 1814 kaum einmal dazu, sich zur Nachtruhe auszukleiden -- wirkten ungünstig auf seinen Gesundheitszustand ein. Es gab Zeiten, in denen es ihm nur mit Aufbietung aller mora-

lischen Kraft möglich war, sich aufrecht zu erhalten und seine Arbeiten zu versehen. Man konnte den sonst so aufgeräumten, lebensfrohen Menschen oft in einem Zustand der Verstim- mung und nervösen Überreiztheit finden, unter dem selbst seine armeebekannte Liebenswürdigkeit litt. Noch an seinem glorreichen Lebensabend lebte die Erinnerung an die Befreiungskriege wie ein böser Traum in seinem Herzen fort, nichts mochte den bitteren Eindruck zu verwischen, den die Erlebnisse beim großen Hauptquartier in ihm zurückgelassen. Wie kein anderer für die Mission geeignet, die ihm 1813 zu- gefallen, war es ihm doch nicht vergönnt, sie zu erfüllen.

Daß es aber dessenungeachtet unter seinen Zeitgenossen gar viele gab, die mit der Anerkennung für ihn und sein Streben nicht zurückhielten, und daß sich unter diesen gerade die besten Männer befanden, konnte ihm freilich nicht unbe- kannt bleiben und war ein Trost für ihn. Mit inniger Dank- barkeit dachte Radetzky des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, der zu seinen besonderen Gönnern gehörte und in ihm ebenso den tüchtigen Soldaten wie den Edelmann schätzte; wiederholt gezwungen, zwischen dem großen Hauptquartier und Blücher zu vermitteln, hatte der König nie versäumt, in ritter- licher Weise für Radetzky und seine Rechte einzutreten. Nicht weniger fest konnte Radetzky bei Gneisenau auf eine gerechte Beurteilung seines Wirkens rechnen. Er sagte einmal: „Ich weiß, daß dem Fürsten (Blücher) manches nicht recht war, was bei uns geschah. Später mag er anders gedacht haben. Gneisenau aber hat mich immer verstanden und richtig auf- gefaßt.“ Ähnlich hätte er wahrscheinlich von dem kongenialen Scharnhorst sprechen können, wenn dieser nicht so frühzeitig seinem Vaterland entrissen worden wäre. Radetzky kam mit Scharnhorst nur ein einzigesmal im Leben in per- sönliche Berührung —, in einer ernstern, traurigen Stunde. Scharnhorst war bereits dem Tode verfallen und lag im Hause Chastelers zu Prag, als Radetzky tiefergriffen an sein Krankenlager trat. Es war im Juli 1813, die beiden Männer sprachen von den großen Ereignissen und Scharnhorst griff nach der Hand seines Gastes und beschwor ihn: „Österreich muß sich Preußen und Rußland anschließen, dann können

wir siegen —, sonst sind wir verloren!“ Und als Radetzky auf seinen Kriegsplan zu sprechen kam — den Grundgedanken des Trachenberg-Reichenbachischen Planes —, da sagte Scharnhorst: „Bleiben Sie dabei, Sie haben recht, lassen Sie sich nicht irre machen.“ Wenige Tage darauf schritt der österreichische Generalstabschef hinter dem Sarge des preussischen Helden.

Widrige Verhältnisse haben den Feldmarschalleutnant Grafen Radetzky in den Jahren 1813 und 1814 um den schönsten Lorbeer gebracht; der Erfolg war ohne seine Schuld hinter seinem Streben, hinter seinen Verdiensten zurückgeblieben. Aber das Schicksal hatte Einsehen und übte Gerechtigkeit. Was dem Manne in der Vollkraft seiner Jahre vorenthalten blieb, das wurde 35 Jahre später dem Greise bei Custoza und Novara im reichsten Maße beschert.



Der Marsch nach Dresden.

Aus der Hauptstadt Böhmens war ein Kriegslager geworden. Wie an zahlreichen andern Punkten des Landes, bei Theresienstadt, Mickenhahn, Teplitz, Melnik, Laun usw., hatten in den letzten Monaten auch rings um Prag Tausende von Arbeitern Schanzen aufgeworfen, auf deren Wällen jetzt Landwehrlente Wache hielten. In den Straßen drängten sich die Uniformen aller Armeen im bunten Durcheinander. Eine große Zahl berühmter Generale war eingelangt, deren Namen seit Wochen in aller Mund geführt wurden. Und seit 14. August befand sich auch der Kaiser Franz in Prag; begleitet vom Erzherzog Ferdinand, von den beiden Schwestern des Zaren, die bereits seit längerem auf österreichischem Boden weilten, von Duka, Rutschera und einem glänzenden Stab von Offizieren und Diplomaten. Den Tag darauf hatte Prag wieder zwei Gäste zu begrüßen, deren jeder in seiner Art Aufmerksamkeit verdiente. Der eine war Fouché, Herzog von Otranto, früher Polizeiminister des Kaisers Napoleon, der — wie wenn nichts vorgefallen wäre — durch die österreichischen Lager nach seinem neuen Gouvernement Illyrien reiste. Alle Welt war erstaunt über das Erscheinen des Franzosen, der von Uneingeweihten noch immer zu den Getreuesten der Getreuen des Imperators gezählt wurde. Aber der Schlaue hatte in seinem Innersten längst mit dem Kaiser abgerechnet und verfehlte auch nicht, während des Pferdewechsels in Prag überall kundzutun, daß er mit der Kriegspolitik seines Herrn nicht einverstanden sei. Dabei ließ er es nicht an Komplimenten über das ermangeln, was er von der österreichischen Armee gesehen hatte.

Wenige Stunden, nachdem Fouché die Stadt verlassen, hielt, vom Kaiser Franz mit großen Ehren empfangen, viel-

bewundert von aller Welt, insbesondere von den Frauen, der Zar Alexander seinen Einzug *). Und drei Tage darauf, am 18. August nachmittags, hatte die Welt Gelegenheit, am Eingange des Stadtschins zum erstenmal die drei Monarchen beieinander zu sehen, die es übernommen, Europa vom französischen Joch zu befreien. Ein denkwürdiger Augenblick, sinnfällig wie bisher kein anderer die große Wendung in der Weltpolitik darstellend, die sich in den letzten Wochen vollzogen hatte. Schon am 19. August zeigten sich die drei Fürsten der österreichischen Armee. Kaiser Franz hatte eine große Heerschau bei Jungferteinitz angeordnet, an die siebenzig Bataillone und fünfzig Schwadronen waren versammelt. Mit gerechtem Vaterstolze streifte das kleine, graue, listige Auge des Kaisers die glänzende Truppenmacht. Das Abreiten der Fronten hätte zu viel Zeit in Anspruch genommen. Bei den Reueen von damals wurde mit außerordentlicher Bedanterie vorgegangen. Der Inspizierende besichtigte wirklich jeden Mann vom Scheitel bis zur Sohle und besonders bei der Soldatenliebhaberei des Zaren hätte man das Ende nicht absehen können. Man begnügte sich daher von Haus aus mit einer Defilierung, die bei der langsamen Bewegungsart von damals ohnehin mehrere Stunden in Anspruch nahm. Die Truppen machten einen vortrefflichen Eindruck, sie zeigten sehr gute Haltung, viel Manneszucht, exerzierten sehr geschickt. Die Monarchen und ihr Gefolge waren eines Lobes, insbesondere die anwesenden Engländer, die das prächtige Aussehen der Bataillone und Schwadronen nicht genug

*) Zar Alexander genosß unter der Frauenwelt eine gewisse mythische Verehrung, ohne deshalb schön zu sein. Metternich schildert den Kaiser wie folgt: „Seine Gesichtszüge sind nicht regelmäßig, trotzdem bilden sie ein harmonisches Ganze. Die Augen liegen tief, verraten aber Wiß und Munterkeit, die Nase ist etwas à la Kalmück, seine Gestalt ist majestätisch, doch hält er sich vorgebeugt und schaukelt mit dem Körper beim Gehen, um sich ein ungezwungenes Aussehen zu geben. Der Blick ist hart, doch das Lächeln hinreißend. Anfangs, wenn der Kaiser seine Rolle spielt, glaubt man eine Charakterfigur vor sich zu haben, wenn er sich dann aber gehen läßt, merkt man seine Mittelmäßigkeit, ja, er macht den Eindruck eines guten Kerls.“ Die Lady Burgersß findet seine Gestalt „schauerhaft“, er sei sehr vorgebeugt, dabei wie eine Frau geschnürt.

rühmen konnten und offen erklärten, daß die russischen Truppen vor ihnen unbedingt zurückstehen müßten.

In gehobener Stimmung vollzog Kaiser Franz nach der Parade bei den Kaiser-Kürassieren die Weihe einer neuen Standarte, zu der schon im Mai, als Oesterreich noch neutral war, die Erbprinzessin von Weimar, eine Schwester des Zaren, ein Band gestiftet hatte. Dann wurde den Truppen, beantwortet von einem endlosen Jubel, der Armeebefehl mit der Kriegserklärung verlesen, dessen Wortlaut hier folgt:

„Ein großer Tag ist gekommen. Wackere Krieger! Das Vaterland rechnet auf euch. Noch jedesmal, so oft sein Ruf an euch erging, habt ihr sein Vertrauen gerechtfertigt. Alle Bemühungen unseres Kaisers, den langentbehrten Frieden in Europa wieder herzustellen, die Ruhe und Wohlfahrt der Monarchie, von der Ruhe und Wohlfahrt unserer Nachbarn unzertrennlich, auf einer dauerhaften Grundlage zu befestigen, waren umsonst. Weder auszuharrende Geduld, noch veröhnende Vorstellungen, noch die vertrauensvolle Hingebung der übrigen kriegführenden Mächte in des Kaisers Ratschläge und Maßregeln, nichts konnte den Sinn der französischen Regierung zur Mäßigung und Billigkeit neigen.

An dem Tage, wo Oesterreich sich laut für die Sache des Rechtes und der Ordnung erklärte, übernahm es auch die Verbindlichkeit, für diese größten aller Güter zu kämpfen. Wir unternehmen den Kampf nicht allein. Wir stehen in einer Reihe mit allem, was Europa dem mächtigen Widersacher seiner Freiheit und Ruhe Großes und Wirkames entgegenzustellen hat. Oesterreich, Rußland, Preußen, Schweden, England, Spanien, alle richten ihre vereinten Anstrengungen auf einen gemeinsamen Zweck, auf einen wohlbegründeten, dauerhaften Friedensstand, eine billige Verteilung der Kräfte unter den Staaten, die die Unabhängigkeit jeder einzelnen Macht gewährleistet. Nicht gegen Frankreich, nur gegen die französische Obergewalt außerhalb der Grenzen Frankreichs erhebt sich dieser große Bund.

Was Fertigkeit und Ausdauer der Völker vermögen, hat Spanien und Rußland an den Tag gelegt, was die ver-

einten Kräfte so vieler mächtiger Staaten auszurichten vermögen, wird das Jahr 1813 beweisen.

In einem so heiligen Kriege müssen wir mehr als je-mals die Tugenden bewähren, durch welche unsere Armee in so manchen früheren Kriegen geglänzt hat. Unbedingte Bereitwilligkeit, für Monarchen und Vaterland alles zu opfern, hoher Gleichmut in guten und bösen Tagen, Entschlossenheit und Ausdauer auf dem Schlachtfeld, Mäßigung und Schonung gegen Wehrlose — diese Tugenden müssen allenthalben einheimisch unter uns sein.

Waffenbrüder! In euren Reihen habe ich die Jahre verlebt, die ich dem Dienste des Vaterlandes weihte; ich erkenne, ich ehre in euch die Tapferen, die in rühmlichen Schlachten kämpften — und die ihnen nachstreben, und vertraue euch! — Mich wählte aus eurer Mitte der Monarch. Seine Huld stellte mich an eure Spitze; sein Vertrauen, mit dem eurigen vereint, sind meine Stärke.

Wie jeder einzelne dem Ganzen dienen soll, wird durch den ihm vorgeschriebenen Wirkungskreis bestimmt. Aber in jeder Bestimmung, auf jedem Standpunkt, in jeder entscheidenden Stunde immer das Beste und Größte zu tun, das ist der Entschluß, der uns alle verbinden, uns alle gleichmachen, uns alle zu demselben glorreichen Ziel erheben muß.

Der Kaiser bleibt unter uns. Denn uns hat er das Höchste vertraut: die Ehre der Nation, den Schutz des Vaterlandes, die Sicherheit und Wohlfahrt der Nachkommen. Denkt, Krieger, daß ihr vor Gott, der die gerechte Sache nicht verlassen wird, unter den Augen eines väterlich fühlenden Monarchen, unter den Augen eurer dankbaren Mitbürger, im Angesichte von Europa, das große Taten und großes Heil nach langen Leiden von euch erwartet, in den Kampf geht! Denkt, daß ihr siegen müßt, um diese Erwartungen zu rechtfertigen, kämpft, wie es Oesterreichs Kriegern geziemt, und ihr werdet siegen!

Karl Fürst zu Schwarzenberg,
Feldmarschall.“

Klemens Brentano, der sich im Verein mit Achim von Arnim durch „Des Knaben Wunderhorn“ ein unsterbliches Denkmal im Herzen des deutschen Volkes geschaffen hat, jubelte in jenen Tagen dem neuen Dreibund mit folgenden Versen entgegen:

„Nun jauchze, mein Osterreich!
Drei Adler sind eins
Und geben ein Zeugnis
Zum Schrecken des Feinds.“

O, bleibt treu und einig,
Ihr Säulen der Zeit.
Die heilige Dreizahl
Wird niemals entzweit.“

Schon in wenigen Tagen sollte das Bündnis der drei Adler eine harte Probe zu bestehen haben! . . .

Wir haben im allgemeinen die Grundsätze, nach denen die nunmehr beginnenden Operationen zu leiten waren, bereits kennen gelernt*). Von den drei Armeen der Verbündeten sollte stets jene, der Napoleon gegenüberstand — man erkannte dies zumindest an der Begeisterung und am Elan der französischen Truppen — schrittweise weichen, während die andern gegen Rücken und Flanke des Feindes vorzurücken und die ihnen entgegentretenden Kräfte zu schlagen hatten. Erst wenn auf diese Art die verbündeten Heere sich entsprechend genähert hatten und die französische Armee durch das ewige Hin- und Hermarschieren ermüdet und geschwächt war, sollten die Alliierten zum großen, gemeinsamen Schlage ausholen. Diese Grundsätze bildeten den Gegenstand des vielberufenen und bemitleideten Trachenberger Kriegsplanes, der die bedingungslose Verurteilung der meisten modernen Kritiker findet, wohl nicht zuletzt deshalb, weil die österreichischen Generale bei seiner Verfassung ein gewichtiges Wort mitgeredet hatten. Es ist nicht Sache dieser Darstellung, alle Vorwürfe zu erörtern, die man gegen den Kriegsplan erhob. Zahlreich genug sind sie und viele auch gewiß nicht unberechtigt. Daß vor allem schon die Ausgangsgruppierung mit

*) Vgl. den 1. Band: Welzé, Die Politik Metternichs, S. 187 ff.

den drei weitgetrennten, jedes Zusammenhanges baren Armeen nicht günstig war, kann wohl nicht bestritten werden. Sie rückte ein Zusammenwirken aller Kräfte der Verbündeten in eine unberechenbare Ferne, sie gab dem Korsen Gelegenheit,



General Heinrich Freiherr von Jomini.

stets einer der drei Armeen eine erfolgsversprechende Kraft entgegenzustellen, ohne daß eines der anderen Heere der Verbündeten zu Hilfe kommen konnte. Aber bei dieser Kräfteverteilung zeigte sich eben von Haus aus, um wie viel mehr sich bei Koalitionen allen strategischen Erwägungen die leidige Politik mit ihren Sonderinteressen in den Weg stellt, als dort, wo, wie bei Napoleon, auch im Politischen nur ein

Wille entschied. Napoleon hatte bei der Aufstellung seiner Armeen niemanden zu fragen, ob diese oder jene Provinz zu decken sei, ob man diese oder jene Richtung aus politischen Gründen freilassen könne — bei ihm entschieden nur militärische Gesichtspunkte; auch der Gedanke, die Verbündeten könnten sich zwischen ihn und den Rhein eindringen, beunruhigte ihn nicht einen Augenblick.

Doch man wirft dem Trachenberger Operationsplan auch vor, er hätte die Initiative fast ganz in die Hände des Feindes gegeben, sei übermäßig vorsichtig, bedächtig, methodisch, beweiße klar die Scheu, die alle Generale der Verbündeten, mit Ausnahme der Herren an der Spitze der schlesischen Armee, erfüllte: kurz, er zeige, daß die Lehren, die der größte Feldherr des Jahrhunderts seit zwei Dezennien Europa gegeben, an den Schöpfern des Planes spurlos vorübergegangen seien. Die drei Armeen hätten offensiv sein und sich in der That von Anfang an Stelldichein im Lager des feindlichen Heerführers geben sollen. Auch da muß man, will man zu einem gerechten Urtheile gelangen, die verwickelten Verhältnisse ins Auge fassen, unter denen das große Bündnis zustande kam. Wie Schwarzenbergs Charakter und Selbstbewußtsein täglich ein Duzend Opfer bringen mußte, um die andern Mächte nicht zu verstimmen und das Bündnis zu gefährden — ebenso sehr mußte man darauf bedacht sein, um jeden Preis eine größere partielle Niederlage eines der Heere zu vermeiden. Daß dieses Bestreben nicht grundlos war, wird uns die Stimmung beweisen, die zwischen Dresden und Kulm unter den Alliierten herrschte. Man hätte dem Kaiser der Franzosen kaum einen größeren Gefallen tun können, als eine gleichzeitige Offensive aller drei Armeen. Er hätte dadurch den Vorteil der innern Linie nach Gefallen ausnützen können, während es sich für die Verbündeten doch gerade darum handelte, dem Gegner diesen Vorteil ohne Gefährdung der Allianz zu entwinden und für sich den Gewinn der taktischen Umfassung einzutauschen. Die Besorgnis, daß durch eine Teilniederlage das Bündnis erschüttert würde, bildet einen der Hauptgründe für die von den Verbündeten praktizierte Strategie, die es vorerst nicht auf die Vernichtung, son-

dem auf die Ermattung des Feindes abgesehen hatte. In ihr besteht eine Art von „Napoleonscheu“, von der auch die Besten im Lager der Verbündeten nicht freizusprechen sind, wie Radežky! Aber diese Scheu hatte mit den persönlichen Gefühlen nichts zu tun und sie fehlte ebensowenig im Hauptquartier Blüchers, aus dem Gneisenau das einmal schreibt: „Wir sind in einem Umkreis angelangt, den wir nicht ungestraft überschreiten dürfen...“ und das andere Mal: „Offensive gegen die Subsistenz und Defensiv gegen die Streitkräfte des Feindes ist am sichersten!“ (Delbrück.) ... Das so nebenbei!

Am 17. August trat zu Melnik der erste Kriegsrat zusammen. So viel wir wissen, nahmen an demselben unter anderem teil: die Österreicher Schwarzenberg, Radežky, Langenau und Duka, von den Preußen Knessebeck, von den Russen Barclay und Diebitsch. Von den Aktionen des großen Gegners wußte man damals so viel wie nichts. Man schätzte seine Gesamtstärke auf 413.000 Mann, wovon etwa 150.000 Mann auf eine Dispositionsgruppe Napoleons fallen mochten. Noch einige Tage nach dem Waffenstillstande war man — wenigstens auf österreichischer Seite — zur Ansicht geneigt, Napoleon werde sich mit dem rechten Elbeufer gar nicht mehr viel abgeben, sondern seine Hauptkraft am Westufer, irgendwo zwischen Leipzig und Dresden, vielleicht sogar bei der erstgenannten Stadt, vereinigen, wenn schon aus keinem anderen Grunde, so wegen der drohenden Flankenstellung der böhmischen Armee, die dann wohl auch sein erstes Operationsobjekt sein würde. Bald kamen aber Nachrichten über eine Anwesenheit des Imperators in der Lausitz, die jedoch nur von kurzer Dauer sein werde; denn alle Anzeichen sprächen für eine mit allen verfügbaren Kräften betriebene Offensive gegen die Nordarmee des Prinzen Bernadotte. Und diese Anschauung gewann immer mehr Boden; man dachte, wie so oft im Kriege, an alle Möglichkeiten, lediglich an den Fall nicht, der tatsächlich eintraf. Nur der Feldzeugmeister Duka verharrete fest bei der einmal gefaßten Anschauung, der große Gegner werde Blücher die Ehre des ersten Angriffes zugestehen.

Die Einzelheiten aus dem Melniker Kriegsrate sind uns

nicht überliefert. Es ist immer dieselbe Sache — auch fernerhin: der Historiker sieht sich auf die persönlichen Aufzeichnungen einzelner Männer beschränkt, deren Zeugnis jedoch nie einwandfrei, sondern nur zu oft von einem ausgesprochenen Parteigeist erfüllt und wohl auch durch persönlichen Ehrgeiz und durch persönliches Selbstbewußtsein getrübt ist. Das Ergebnis der Besprechungen aber war der Entschluß, die Hauptarmee auf Leipzig anzusetzen, gegen die empfindlichste Verbindungslinie des Feindes. Man erwartete, der Kaiser werde auf diese Bedrohung hin sofort das rechte Elbeufer räumen und von den beiden andern Armeen ablassen — eine vollkommene Verkennung des Mannes, der durch seine Kühnheit zwei Jahrzehnte lang Europa nicht aus dem Staunen kommen ließ. Lange Zeiten galten in der Literatur die Österreicher unbestritten als die geistigen Väter dieser, wie man sehen wird, mißglückten Idee; auch in den österreichischen Werken älteren Datums wird diese Annahme aufrecht erhalten.

Modernere Geschichtsschreiber hingegen, ihnen voran Oberst Friederich, wollen den Beweis erbringen, daß die österreichischen Generale nicht die Urheber des zu Melnik gefaßten Entschlusses seien, und führen zur Befräftigung dessen Duka und Radezky ins Treffen. Duka, der „Generalstabschef am kaiserlichen Hoflager“, war erwiesenermaßen gegen jede Offensive. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätten die Verbündeten überhaupt um die französischen Armeen einen Kreis gezogen und den Kaiser über Winter regelrecht ausgehungert. Auf jeden Fall schien es ihm vorteilhaft, nicht über das Erzgebirge vorzubrechen, sondern südlich desselben zu bleiben. Und über Radezky weiß Sir Robert Wilson, ein englischer General, der seit zwei Jahrzehnten auf keinem Schlachtfeld fehlte, wo es gegen Napoleon ging, in seinem Tagebuch zu berichten, daß ihm der Generalquartiermeister ausdrücklich versichert hätte, es sei zu Melnik gegen seine und der andern Österreicher Meinung eine Angriffsoperation beschlossen worden; er für seine Person fürchte das Gebirge und die bedenkliche Lage, in die man im Falle einer feindlichen Offensive aus den Wäffen gesetzt wäre; traue übrigens auch den Gene-

ralen gar nicht die Fähigkeit zu (!), unter so schwierigen Verhältnissen völlig selbständige Kolonnen zu führen; er gestehe zu, daß mit der Unternehmung viel gewonnen werden könne, doch es bestehe auch Gefahr, alles zu verlieren.

Die älteren österreichischen Schriftsteller: Profesch, Heller und Mengewein legen dem Kommandierenden und seinem Stabschef gerade entgegengesetzte Anschauungen in den Mund und ihr Zeugnis fällt ins Gewicht; denn Profesch stand zu Schwarzenberg, Feldmarschalleutnant Heller v. Hellwald zu Radetzky und Mengewein zu Langenau in nahen persönlichen Beziehungen*). Der letztere erzählt ausführlich, wie Schwarzenberg zu Melnik seine Anschauungen auseinandergesetzt habe, macht aber eine scharfe Unterscheidung zwischen dem Begriff einer Offensive gegen Leipzig und dem tatsächlichen Wortlaut des Planes, nach welchem den Operationen „das Gepräge der Richtung aus Leipzig“ hätte zukommen sollen; es sei dem Fürsten vor allem darum zu tun gewesen, die Armeen jenseits der Gebirge schlag- und abwehrsbereit zu sammeln; der Entschluß zu einer Offensive auf Leipzig oder gegen einen andern Punkt wäre erst nach dieser Konzentrierung und auf Grund besserer Nachrichten aktuell geworden. „Die Ansichten des Feldmarschalls“, schließt Mengewein, „hatten sogleich die Beistimmung der alliierten Monarchen gefunden“, und auch, wie Schwarzenberg selber in einem Schreiben mit Befriedigung konstatiert, das völlige Einverständnis Barclays. In ähnlicher Weise wie Mengewein stellen sich Profesch und Heller zur Frage, und wenn wir nochmals auf Sir Wilsons Notiz zurückkommen: sollte Ra-

*) Feldmarschalleutnant v. Mengewein, gest. 1857, war als junger Ingenieurleutnant kurz nach den Befreiungskriegen dem Feldmarschalleutnant Baron Langenau zugeteilt. Langenau beschäftigte sich damals intensiv mit den Vorarbeiten zu einem Werk über den Feldzug 1813—1815 und fand in Mengewein einen eifrigen Gehilfen. Mengewein machte sich zwanzig Jahre später als Chef des Generalstabsbureaus für Kriegsgeschichte an dieselbe Arbeit, kam aber damit nur über die Schilderung der Schlacht von Dresden hinaus. Sein Manuskript ist im Original vorhanden und im Wortlaut auch in das Manuskript Oberst Herrmanns übergegangen.

deßky wirklich einer absoluten Defensive das Wort geredet haben? Jener Radeßky, der noch drei Wochen früher schrieb: „Wir müssen auf die Kommunikation des Gegners gehen, daher muß Dresden unser Operationsobjekt sein. Wenn der Feind bei Bautzen ist, so zwingt ihn eine Operation westlich der Elbe zum Übergang (Angriff beim Debouchieren). Der Zweck der ganzen Operation kann in dieser Lage nur sein, den Feind zu schlagen.“ Beruht nicht Sir Wilsons Notiz doch auf einem Mißverständnis? Wer wird diese Frage je beantworten können!

Am 20. August abends stand die böhmische Hauptarmee knapp am Fuße des Erzgebirges versammelt. Die Front erstreckte sich vom Elbedurchbruch bei Auffig bis nach Schlackenwert und Joachimstal und betrug der Ausdehnung nach fast hundert Kilometer. Am rechten Flügel, bei Tepliz und Brüx, standen die Russen unter Wittgenstein und die Preußen unter General v. Kleist. Über beide Armeekorps führte Barclay de Tolly den Oberbefehl; besonders eifersüchtig auf seine Befehlsmefugnisse, fand er schon am zweiten Tage Anlaß, sich bei Schwarzenberg wegen Umgehung seiner Person zu beschweren. Im Anschlusse an die Preußen, bei Komotau, befanden sich die österreichischen Korps Hessen-Homburg und Ignaz Ghulai. Hinter dem linken Flügel war die Armeeteilung des Generals der Kavallerie Grafen v. Klenau aufmarschiert. Die russisch-preußischen Garden, der Stolz der beiden Verbündeten Österreichs, waren auf ihrem Anmarsch aus Schlesien nach Böhmen im Lager von Budin eingetroffen. Die zweite leichte Division, einstweilen unter dem Kommando des Generals Grafen Neipperg, stand, wie wir bereits wissen, im Sicherungsdienst am rechten Elbufer, von Melnik bis zum Riesengebirge; sie sollte sehr bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die großen Märsche, die einzelne Teile der Armee in den letzten Tagen zu hinterlegen hatten, bewogen den Fürsten Schwarzenberg, den Truppen am 21. einen Rasttag zu gewähren. Nur die Vorhuten wurden knapp an die Grenze vorgeschoben, die Garden näher herangezogen. Am 22. August, zwölf Tage nach dem Ablauf des Prager Kongresses, vier

nach dem Ende des Waffenstillstandes, betraten die Gros den sächsischen Boden. Es waren vier Kolonnen gebildet worden, eine unter Wittgenstein, die gegen Dresden zu demonstrieren und die rechte Flanke zu decken hatte, eine unter Kleist und zwei österreichische. Nur den Kolonnen Wittgenstein und Erbprinz Hessen-Homburg standen praktikable Straßen zur Verfügung, die beiden andern waren auf schlechte Gebirgswege gewiesen, die infolge der ungünstigen Witterung kaum für Infanterie und Reiterei, geschweige denn für Fuhrwerk passierbar waren. Schon auf ihrem ersten Marsche hatten die Truppen reichlich Gelegenheit, eine Vorahnung von dem zu bekommen, was ihrer in der nächsten Woche harrte. Der Feind machte an diesem Tage nur der Kolonne Wittgenstein etwas zu schaffen. Sie stieß bei Hellendorf auf die schwache Division Clapartède von S. Chr und warf sie unter bedeutenden Verlusten auf beiden Seiten. Das russische Korps gelangte am Königstein vorbei bis in die Gegend südlich von Pirna. Das große Hauptquartier, dem sich auch der Zar Alexander mit Gefolge angeschlossen hatte *), etablierte sich in Zöblitz. Man war gerade eingetroffen, als zwei Nachrichten von höchster Bedeutung für die weiteren Kriegshandlungen einliefen. Aus einer Depesche, die einem Adjutanten des Marschalls S. Chr abgenommen worden war, erfuhr man, daß man in der Richtung auf Leipzig, Chemnitz und Freiberg auf keinen Feind stoßen werde. Eine zweite Hiobsbotschaft kam vom Generalmajor Grafen Neipperg, dem Kommandanten der zweiten leichten Division. Neipperg hatte schon in den letzten Tagen zu melden gehabt, daß er von dem Feinde mit Übermacht angegriffen und zu einem schrittweisen

*) Kaiser Franz, der auch fernerhin von den drei Verbündeten den geringsten Einfluß auf die Kriegsergebnisse nahm, weilte mit Metternich und den anderen Diplomaten abwechselnd in Postelberg oder Laun. Die Anwesenheit des Kaisers brachte Leben in die Einsamkeit des alten deutschböhmischen Städtchens Laun. Das Gewühl war so groß, daß dem Kaiser Franz unter anderem zwei der schönsten Leibbrosse verloren gingen. Aber der Monarch sagte: „Kinder, 's ist Krieg.“ Der König von Preußen befand sich am 22. in Komotau, am 23. in Brüx, am 24. in Teplitz und reiste am 25. zur Armee.

Rückzug gezwungen worden sei. Schwarzenberg hatte ihm darauf schon am 19. versprochen, daß ihm das Korps Pahlen der schlesischen Armee Unterstützung bringen werde. Heute wußte Neipperg seinen sonstigen Meldungen noch hinzuzufügen, daß Napoleon am 19. abends bestimmt in Gabel gewesen sei und am 20. die Richtung auf Lauban eingeschlagen hätte.

Napoleon war, wie wir gesehen haben, am 15. spät nachmittags von Dresden abgereist. Er hatte seinen Weg über Pirna und die Königsteiner Schiffsbrücke genommen und besichtigte noch um 9 Uhr abends die Befestigungen von Lilienstein. Mit Staunen erkannten die lagernden Truppen im Scheine der Fackeln und der Wachtfeuer das bleiche, ernste Antlitz des Schlachtenlenkers. Man hat später behauptet, Napoleon hätte die Fahrt zur Täuschung des Gegners unternommen. Es war ihm aber gewiß auch darum zu thun, den so überaus wichtigen Punkt noch einmal zu besuchen, ehe er der Dresdener Gegend vollständig den Rücken kehrte. Er fuhr noch in der Nacht weiter und traf gegen 2 Uhr früh in Bautzen ein. Von hier aus verständigte der Kaiser den Senat in Paris vom Wiederbeginn des Krieges. Dabei erwähnte er auch, daß ein Teil des preußisch-russischen Heeres nach Böhmen rückert habe, ferner daß Moreau, sein alter Widersacher, im Hauptquartier der Verbündeten angelangt und Tomini, der bisherige Stabschef Ney's, zum Gegner desertiert sei. Wie der sächsische Major v. Odeleben erzählt, hat die Nachricht vom Austausch Moreaus beim Kaiser einen tieferen Eindruck hervorgerufen, als die Fahnenflucht Tomini's, von dem er schreibt: „Es ist der, der einige Bände über den Krieg veröffentlichte und dem die Russen seit langem nachstellen. Er ist der Verführung erlegen. Er ist ein Soldat von wenig Wert, aber immerhin ein Schriftsteller, der einige gesunde Gedanken über den Krieg erfaßt hat. Er ist ein Schweizer.“

Es dauerte übrigens einige Tage, bevor Napoleon einige Anhaltspunkte über die Situation beim Gegner erhielt. Er wußte im Anfang über seine Feinde noch weniger, als diese über ihn wußten. Die schwere Zugänglichkeit Böhmens an

seiner Nordgrenze erschwerte die Aufklärung außerordentlich. In einem Schreiben an S. Cyr erwägt der Kaiser, wie er seine Armee — deren damalige Gruppierung wir am Schlusse des ersten Abschnittes kennen gelernt haben — gegen die möglichen Manöver des Gegners verwenden werde; bei diesen



Feldmarschalleutnant Hieronymus Graf Colloredo-Mannsfeld
gest. 1822 als Feldzeugmeister.

Erwägungen tastet er noch völlig im Dunklen. Um Einblick nach Nordböhmen zu gewinnen, ließ er schon am 17. und 18. zum Zwecke einer Rekognoszierung das bei Zittau stehende Korps Poniatowski und die südlich von Bauken in erster Linie befindlichen Divisionen über die Grenze vorrücken. Friedland wurde am 17., Rumburg am 18. August den österreichischen Vortruppen entrissen.

Die Situation des Generals Neipperg war keine be-
 neidenswerte. Seine Division zählte nur drei Bataillone, acht-
 zehn Eskadronen und zwei Kavallerie-Batterien, hatte also
 eine zehnfache Übermacht gegen sich. Es blieb dem General
 nichts anderes übrig, als Schritt für Schritt zu weichen —
 aber nicht ohne eine Reihe heldenmütiger Kämpfe, die der
 Divisionär in seinen Berichten an Schwarzenberg mit be-
 sonderem Stolze schildert. Nebst der Sicherung des rechten
 Elbuferes und der wichtigen Eingangspforte von Zittau, be-
 saß die Division Neipperg noch die Aufgabe, die Verbindung
 mit der schlesischen Armee aufrecht zu erhalten. Die Armee
 Blüchers hatte bereits am 14. August die Feindseligkeiten
 eröffnet und war an diesem Tage in den neutralen Streifen
 Landes eingerückt, den der Waffenstillstand zwischen die beiden
 feindlichen Heere gelegt hatte. Drei Tage später setzte er die
 Vorrückung fort und drängte die Armeegruppe Neys unter
 fortgesetzten Kämpfen bis zum 19. an den Bober zurück. Seine
 südlichste Kolonne, von Pahlen befehligt, in dessen Stab sich
 auch der von Neipperg entsendete Generalstabshauptmann
 Ritter v. Heß befand *), erreichte an diesem Tage Hirsch-
 berg knapp am Südfuße des Riesengebirges. Wenn sich der
 feindliche Angriff am 19. August wiederholte, so stand Neip-
 perg vor der Alternative, entweder in westlicher Richtung,
 gegen Melnik, oder direkt nach Osten gegen den im Gebirge
 vorgehenden Südflügel Blüchers zu weichen. Ohne hart-
 näckigen Widerstand wollte er keines von beiden tun und die
 brave Bevölkerung des Landstriches unterstützte ihn in seinem
 Bestreben; Neipperg hatte einen Aufruf zur Volksbewaffnung
 erlassen — schon nach wenigen Tagen waren 1700 Frei-
 willige zur Stelle. Und der Angriff wiederholte sich in der
 That am 19., er war stärker als an den Vortagen.

Noch am 17. hatte Napoleon sein Hauptquartier nach
 Reichenberg verlegt, am 18. nach Görlitz. Trotz seiner der

*) Hauptmann v. Heß speiste am 24. bei Blücher und hatte hier
 auch eine längere Unterredung mit Gneisenau, der die Ansicht aussprach,
 Napoleon werde nunmehr, da er von der schlesischen Armee abgelassen,
 bestimmt in Böhmen eindringen. Der Kaiser hatte sich aber gegen
 Dresden gewendet.



ganzen Umgebung bemerkbaren Ungeduld nahm er sich auf der Fahrt nach Görlitz doch noch Zeit, in Markersdorf das Gehöft aufzusuchen, in dem vor drei Monaten sein bester Freund Duroc, der Großmarschall des Palastes, seiner schweren Verwundung erlegen war. Tiefbewegt ließ der Kaiser den Pfarrer rufen und händigte ihm eine hohe Summe ein mit der Bestimmung zu einem Denkmal für den gefallenen Helden. Aber mit allen andern Plänen des Imperators fiel in den nächsten Wochen auch dieser. Die Herrschaft des Kaisers in Sachsen nahm ein Ende, ehe das Denkmal zur Errichtung kam, und das Geld dafür wurde vom Statthalter der Verbündeten, dem russischen Fürsten Repnin, eingezogen. In Görlitz erhielt Napoleon die Nachricht von der Rodade Wittgensteins bestätigt. Rastloser denn je nahm er daraufhin die Idee auf, gegen das Herz Böhmens vorzustößen und die dort marschierenden Kräfte des Feindes „en flagrant delit“ zu überraschen. „Ich habe“, schrieb er stolz an den Kriegsmi­nister, „365.000 Kanonenschüsse und 18 Millionen Patronen, genug, um damit vier Schlachten wie Wagram zu schlagen.“ Und schon am 19. 10 Uhr vormittags widerfuhr dem kleinen Städtchen Zittau, wie die „Zittauer Nachrichten“ zu berichten wissen, das unerhörte „Glück, den größten Helden der Zeit, Seine Majestät den Kaiser und König Napoleon, in Begleitung Seiner Majestät des Königs beider Sizilien und Seiner Durchlaucht des Fürsten von Neufchatel (Berthier) unter dem Geläute aller Glocken und dem Schalle von Trompeten und Pauken, welche vom Johannesturm ertöntem, allhier eintreffen zu sehen“. Napoleon besichtigte eingehend die ganze Gegend, insbesondere die schöne Stellung von Eckhardttsberg, und hielt auch Musterung über einen Teil des polnischen Korps ab, das ihm der Kommandierende Fürst Poniatowski mit großem Stolz vorführte. Wie immer zeichnete der Kaiser den Befehlshaber der Polen mit seiner besonderen Gunst aus. Josef Poniatowski war damals der jüngste Marschall des Kaiserreiches. Napoleon hatte ihm Mitte August die Ernennung selbst mitgeteilt, aber dem Fürsten bereitete die Auszeichnung wenig Freude, er sah in sich lieber den Kommandanten der polnischen Armee, als einen fran-

zösischen Marschall. Erst in den Tagen von Leipzig wurde die Ernennung im Armeebefehl publiziert, Poniatowski war nur mehr Stunden im offiziellen Besitz seiner neuen Würde, er wurde beim Rückzuge durch die hochgehenden Fluten der Elster begraben wie der Traum seines Volkes.

Am Nachmittag begleitete Napoleon eine polnische Division beim Angriff auf Gabel. Neippergs Vorstellungen über seine numerische Schwäche hatten inzwischen beim Oberkommandierenden Gehör gefunden. Es wurde dem Divisionär geschrieben, daß ihn das Korps Wahlen — 14.000 Mann — verstärken werde. Doch das Korps kam nicht. Neippergs Truppen hielten sich, so lange sie konnten, mußten aber längs der ganzen Linie an den meisten Punkten weichen. Reichenberg und Gabel fielen in die Hände der Franzosen, Reichenberg wurde geplündert und mit einer hohen Kontribution belegt; außerdem machten die Franzosen an verschiedenen Orten Anstrengungen, Leute für den Kriegsdienst auszupressen. Neipperg zog sich mit seinem Gros über Prosterna gegen die Teufelsmauer zurück. Napoleon langte in Gabel an und stieg für einige Stunden im Posthause ab, in demselben Zimmer, das im Jahre 1779 Kaiser Josef II. bewohnt hatte. Den ganzen Tag über wurden zahlreiche Landesbewohner einbernommen; man fragte sie über die Zusammensetzung der Armeen, die Örtlichkeiten ihres Lagers, wer sie kommandierte. Einer der Vorgeführten wußte zu berichten, daß das große Hauptquartier am 17. in Melnik, am 18. in Schlan gewesen sei. Diese Nachrichten, ergänzt durch die Erkundigungen der polnischen und der französischen Kavallerie, deren Patrouillen ziemlich weit nach Böhmen hineinstreiften, sagten dem Kaiser der Franzosen immerhin eins mit Sicherheit: daß die Russen nicht mehr „en flagrant delit“ zu ertappen seien und sich hinter der Division Neipperg überhaupt keine mobilen Streitkräfte mehr befänden.

Die Stunden, die Napoleon in dem Landstrich verlebte, der einst des gewaltigen Friedländers Eigen war, wurden für die weiteren Tage von ausschlaggebender Bedeutung. Er erkannte, daß er vorderhand, solange Blücher so nahe in seiner Flanke stand, in Böhmen nichts mehr zu suchen habe —

kehrte noch am Abend nach Zittau zurück und begab sich am nächsten Tage nach dem nordöstlich gelegenen Lauban. Der Wagen des Kaisers begegnete zahlreichen Abteilungen der Garde, die, am Vortage noch gegen Süden dirigiert, schon wieder in derselben Richtung wie das kaiserliche Hauptquartier marschierten. Die Truppen machten halt, formierten



Feldmarschalleutnant Moritz Fürst von und zu Liechtenstein
gest. 1819 als Feldmarschalleutnant.

Kolonnen, die Musikanten spielten die Marseillaise, ein endloses „Vive l'empereur!“ begrüßte den vorfahrenden Imperator. Wie auf einen geheimen Wink hatte sich mit einem Male die Situation der um Napoleon versammelten 200.000 Mann geändert. Nur mehr 80.000 Mann unter Victor, Vandamme und Poniatowski hatten in der Lausitz zur Deckung gegen Böhmen zu verbleiben, alles andere raffte in raschem Ent-

schluß der Kaiser zusammen. Und am 21. zu Mittag standen 120.000 Mann am Bober, bereit, auf ein Zeichen des kleinen Mannes die Armee Blüchers anzufallen! Hingegen räumten die Franzosen und Polen den größten Teil des von ihnen in Besitz genommenen böhmischen Landstriches und blieben weiterhin in der Defensive, die Truppen der zweiten Leichten zogen wieder in Gabel, Friedland und Reichenberg ein.

Noch einmal sollte Neipperg in späteren Jahren dem Kaiser der Franzosen sozusagen Mann an Mann im Kampfe gegenüberstehen, freilich auf einem ganz andern Gebiete: im Herzen der schönen Kaiserin Maria Luise. Und der vornehme hochgebildete General hatte diesmal mehr Glück als 1813 im Lande des Friedländers, er trug bei der hohen Frau den Sieg davon über die Erinnerung an den Einsamen von Sankt Helena...*).

Wir haben das große Hauptquartier am 22. August in Jöblich verlassen. Um sechs Uhr abends versammelte der Kaiser Alexander einen Kriegsrat um sich. Es erschienen der Fürst Schwarzenberg mit seinen Generalen Radetzky und Langenau, der russische General Toll, in Schwarzenbergs Hauptquartier Generalquartiermeister für die russischen Heeresteile, Barclay und Diebitsch fehlten; dagegen hatten sich das erstemal auch jene zwei Franzosen eingefunden, von denen damals so viel Gereimtes und Ungereimtes gesprochen wurde: Moreau und Tomini.

Moreau, dereinst einer der berühmtesten Generale der Republik, war in den großen Royalistenprozeß des Jahres 1804 verwickelt gewesen und wurde vom ersten Konsul des Landes verwiesen. Wie ein grollender Löwe zog sich der vielgenannte Heerführer in die Einsamkeit eines amerikanischen Landgutes zurück. Aber die Fama sorgte, daß er nicht in Vergessenheit geriet. Bald war er in den Augen der Welt nicht mehr ein bloßer Verschwörer, sondern des Tyrannen Rivale auf dem Gebiete des Genies, der einzige gefährliche

*) Neipperg wurde der Kaiserin und Herzogin von Parma im Jahre 1821 in morganatischer Ehe angetraut und ist der Stammvater der fürstlichen Familie Montenuovo.

Nebenbuhler, der dem Eroberer mit Erfolg hätte entgegen treten können und daher ins Exil wandern mußte. Der Zar Alexander erwartete sich daher von der Anwesenheit Moreaus Wunder. Man ging in seinem Hauptquartier so weit, zu hoffen, daß die bloße Gegenwart des Siegers von Hohenlinden genügen werde, Tausende von Franzosen zur Fahnenflucht zu verleiten, und Moreau selbst wünschte nichts Sehnlicheres, als an der Spitze von 40.000 Mann gefangener Franzosen die französische Küste zu betreten und das Vaterland vom Tyrannen zu befreien — ein Beweis, wie sehr dem General in seinem Exil der klare Blick für die Beurteilung seiner Zeit und ihrer Forderungen abhanden gekommen war. Der Zar ernannte Moreau zum russischen Generalleutnant; aber dieser war zu viel Republikaner, um jemals in Uniform zu erscheinen. Er behielt die bürgerliche Kleidung bei, trug einen runden Hut, einen grauen Rock, hohe Stiefel mit gelben Kappen und großen silbernen Sporen, erschien ohne Waffen und hob sich in diesem Anzug auffällig von den übrigen Personen der glänzenden Kaisersuite ab.

Unter andern Verhältnissen wie Moreau war Tomini in das russische Hauptquartier gekommen. Ein Schweizer von Geburt, hatte es Tomini im Laufe der Jahre zum französischen Obersten und zum Generalstabschef Ney's gebracht, ohne daß es ihm aber jemals gelungen wäre, die Gunst des Kaisers zu gewinnen. Zu Ende des Waffenstillstandes stand Tomini als erster unter sechs- oder siebenhundert Obersten zum General im Vorschlag. Aber Napoleon übergang ihn, worauf der ehrgeizige Schweizer den wohl schon länger gehegten Plan, zu desertieren, ausführte. Er galoppierte an jenem denkwürdigen 14. August, an dem Blücher in die neutrale Zone einrückte, angesichts der eigenen Vorposten zum Feinde hinüber. Tomini brauchte nicht zu besorgen, von den Russen schlecht aufgenommen zu werden; er stand in der russischen Armee wie nirgends sonst wegen seiner Schriften in Ansehen und wurde von ihr als ihr Lehrmeister begrüßt. Am Abend nach der großen Revue von Jungfernteinitz stellte der Zar seinen neuen Generaladjutanten dem Kaiser Franz vor, zur

geringen Freude des österreichischen Monarchen, der mit einem „Deserteur“ nicht gerne etwas zu tun hatte. Noch mehr wie aus dem Erscheinen Moreaus schlugen Zeitgenossen und Nachwelt, Freund und Feind, aus der Anwesenheit Tomini's unberechtigtes Kapital. Seine Freunde feierten ihn als das alles überragende Genie, als den großen Strategen und Kriegslehrer. Sie hatten damit gewiß in vieler Hinsicht recht, übersehen aber, daß er nur Theoretiker war und ihm für die praktische Ausübung seiner Talente sehr viel abging. Seine Feinde wieder warfen ihm vor, er hätte Napoleons „Kriegsplan“ den Verbündeten verraten und ihnen dadurch das einzig mögliche Mittel an die Hand gegeben, den Korfen zu besiegen — ein Vorwurf, der so läppisch ist, daß er nicht widerlegt zu werden braucht!

Wie sehr sich auch Tomini und Moreau nach Charakter, Herkunft und Vergangenheit unterscheiden mochten, wie sehr sie sich auch stets unterschieden wissen wollten —, in zwei Dingen trafen sie sich: in den großen Hoffnungen, mit denen sie im Lager der Verbündeten erschienen, und in den Enttäuschungen, die ihnen mehr wie allen russischen Generalen die tatsächliche Gestaltung der Dinge, insbesondere der Verzicht des Zaren auf die Kommandogewalt bereitete. Tomini erzählt, Moreau das erstemal am 21. August in Laun getroffen zu haben; beide hätten ihre große Entrüstung darüber nicht verschwiegen, daß sie statt Generalstabschefs des Kaisers aller Reußen nur untergeordnete Gehilfen des österreichischen Generalquartiermeisterstabes geworden seien. Außerordentlich von sich eingenommen, waren sie aus gekränktem Ehrgeiz die prinzipiellen Antagonisten der österreichischen Partei, die den österreichischen Generalen stets mit einer spöttischen Überlegenheit begegneten und es nie unterließen, den nicht weniger eifren Zaren daran zu erinnern, wie ganz anders alles unter seinem Kommando gekommen wäre. Sie wußten, daß sie mit nichts leichter, als mit solchen Einflüsterungen das Herz Alexanders gewinnen konnten und hofften zu ihren Gunsten, daß er schließlich doch noch den Oberbefehl übernehmen werde.

Schon beim ersten Debut — im Zöblicher Kriegsrat — trat

der große Einfluß der beiden Franzosen auf ihren neuen Herrn klar zu Tage. Die Ansichten über die Operation gegen Leipzig hatten sich seit dem Melniker Kriegsrat bedeutend geändert. Die Hoffnung, durch den Vorstoß auf Leipzig den Kaiser der Franzosen zum Verlassen des rechten Elbufers zu bewegen, zeigte sich von Stunde zu Stunde unbegründeter. Wenn überhaupt zu etwas, so schien sie den Schlachtenkaiser höchstens zu einer Aktion auf Prag einzuladen, eine wie bekannt nicht unsich-
 hältige Befürchtung, die denn auch den Fürsten Schwarzen-



Feldmarschallleutnant Friedrich Freiherr v. Bianchi Duca di Casalanza
 gest. 1855 als Feldmarschallleutnant.

zosen zum Verlassen des rechten Elbufers zu bewegen, zeigte sich von Stunde zu Stunde unbegründeter. Wenn überhaupt zu etwas, so schien sie den Schlachtenkaiser höchstens zu einer Aktion auf Prag einzuladen, eine wie bekannt nicht unsich-
 hältige Befürchtung, die denn auch den Fürsten Schwarzen-

berg schon am 21. bewogen hatte, eine russische Grenadier-Division mit einem russischen Ulanen-Regiment in den Brückenkopf von Melnik zu werfen und das Korps des Großfürsten Konstantin, die russisch-preussischen Garden und Reserven, vorderhand bei Brüx zu belassen. Die am 22. August aufgefangene Depesche S. Cyrs, aus der zu ersehen war, daß man westlich der Elbe überhaupt auf keinen nennenswerten Feind stoßen werde, gab dem Melniker Plan den Todesstoß. Napoleon hätte den Verbündeten zu ihrem Marsche wirklich — wie er einmal bei Erwähnung einer ähnlichen Operation sagte — „glückliche Reise“ wünschen können. Im Zöblicher Kriegsrat wurde daher der Plan fallen gelassen und an seiner Statt die an sich gewiß richtige Absicht aufgenommen, die Armee mit einer großen Rechtschwenkung auf Dresden anzusetzen und dieses im Handstreich zu nehmen.

Wieder war es schwer, eine Einigung zu erzielen. Daß die beiden Franzosen für den Angriff auf Dresden waren, ist gewiß. Somini trat mit seinem ganzen Fonds an Kriegstheorien und Beredsamkeit für die Idee ein und Moreau unterstützte ihn in seiner überlegenen Art. Wittgenstein sei allein gegenüber Dresden zu stark isoliert, Napoleon könne, wenn die Verbündeten sich zu weit entfernten, Prag nehmen und das Heer von seiner Basis abschneiden, durch eine Offensive auf Dresden würde der Kaiser dagegen, wo immer er sei, zurückgerufen werden — das alles waren gewiß Gründe, die nicht übersehen werden konnten. Doch schon der russische General Toll hatte manche Einwendungen. Ihm schien es vor allem zweckmäßiger, die Armee bei Dippoldiswalde zu vereinigen und hier das weitere Handeln Napoleons abzuwarten. Er hielt Dresden unbedingt gegen Handstreich gesichert und hätte es lieber auf eine offene Feldschlacht als auf einen Kampf unter den Mauern der Festung ankommen lassen. Ähnliche Bedenken brachten Radežky und Langenau vor. Radežky hatte wohl, wie wir wissen, vor drei Wochen in einem Memoire für eine ähnliche Aktion plädiert, kam aber jetzt, wo die Armee bereits in einer ganz entgegengesetzten Richtung ausgespielt war, von dieser ersten Anschauung ab. Ein Vorstoß auf Dresden mochte ihm nur dann erfolgreich erscheinen,

wenn er kurz, schlagartig erfolgte. Das war jetzt nicht mehr möglich — aus operativen Gründen nicht, weil die Schwenkung der Armee gegen Dresden mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden sein mußte — und aus taktischen nicht, weil das Heer vor allem für einen Sturm auf eine erst vor zwei Jahren ausgehobene, daher mit breiten Gräben und hohen Aufzügen umgebene Festung nicht ausgerüstet war. General Langenau pflichtete ihm als Kenner der örtlichen Verhältnisse bei. Der Zar war längst für die Idee seiner beiden neuen Ratgeber gewonnen und sprach sich mit aller Wärme dafür aus. Die Rolle Schwarzenbergs ist ungeklärt. Fast scheint es, als wäre der Fürst diesmal mit seinem Generalstabschef nicht den gleichen Weg gegangen; denn er vertrat in den nächsten Tagen den neugefaßten Entschluß, Dresden anzugreifen, in einer Art, wie sie bei einem so charaktervollen Manne nur die innerste Überzeugung diktieren kann. Möglich, daß über diesen Punkt einmal die Archive in Worlik und Krumau Aufschluß geben können! An Kontroversen hat es auf dem Kriegsrat gewiß nicht gefehlt. Darauf läßt vielleicht auch die Tatsache schließen, daß Zar Alexander am nächsten Morgen den Kaiser Franz um eine dringende Unterredung bitten ließ. Aber die Partei des Zaren trug — wie bereits bemerkt — schließlich doch den Sieg davon, der Vorstoß auf Dresden wurde zum Beschluß erhoben und blieb Beschluß, trotz der Gegenvorstellungen, die Barclay noch in der Nacht machte, als er von den neuen Abmachungen erfuhr.

Die Hauptarmee der Verbündeten stand, als sie den Befehl zur Richtungsänderung auf Dresden erhielt, mit dem rechten Flügel südwestlich von Pirna, mit der Mitte bei Sayda, mit dem linken Flügel in der Gegend von Marienberg und Wolkenstein. Die Ausdehnung der Front belief sich auf fünf Tagmärsche. Und diese ungeheure Masse von 200.000 Mann mit unzähligen Fuhrwerken und riesigen Trainkolonnen hatte nun wie ein Bataillon um einen Winkel von 90 Grad zu schwenken und Richtung auf Dresden zu nehmen. Während der rechte Flügel nicht einen Tagmarsch von den Mauern der sächsischen Hauptstadt entfernt war, hatte der linke Flügel

deren vier bis fünf — an die 90 Kilometer — zurückzulegen. Diese an sich so großen Schwierigkeiten vervielfachten sich noch durch die Gestaltung des Weges und das andauernd ungünstige Wetter. Die Kommunikationsentwicklung folgte an den Nordhängen des böhmischen Erzgebirges wie überall in schwerem Gelände der Bodengestaltung und den Flußläufen. Während es nach Nordwesten doch immerhin eine Reihe praktikabler Kommunikationen gab, fehlten diese in der neuen Marschrichtung fast vollständig. Die Hauptarmee hatte mit ähnlichen Hindernissen zu kämpfen wie die deutschen Heere 1870 bei der berühmten Rechtsschwenkung auf Sedan. Die Divisionen mußten unausgesetzt tief eingeschnittene Talriffe durchqueren, bergauf und bergab marschieren, in Kolonnen von 100.000 Mann Stärke auf einen einzigen schlechten Naturweg gewiesen, der ein paar elende Dörfer miteinander verband und infolge des ewigen Regens mehr einer Pfütze als einem Wege glich. Ganze Bataillone wurden für das Fortbringen der Geschütze verwendet.

Die Truppen, insbesondere die des linken Flügels, hatten daher Außergewöhnliches zu leisten. Ohne in den faktischen Weglängen das Normale zu überschreiten, waren sie doch täglich fünfzehn bis zwanzig Stunden auf den Beinen, kaum einen Augenblick wirklich Ruhe findend. Es gab fortwährend Kreuzungen, kurze Halte, Alarmierungen in der Nacht, Nachtmärsche — eine ganze Menge von Reibungen, wie sie an sich durch die Operation, aber noch mehr durch den großen Mangel an geschulten Generalstabsoffizieren bedingt waren. Dabei noch Regen, Wind und Nächte, so kalt wie im November! Auch mit den Uniformen sah es schon die ersten paar Tage sehr schlecht aus. Sie faulten buchstäblich am Körper und zerfielen. Die Schuhe lösten sich von den Füßen. Viele Leute — auch bei den Preußen und Russen — gingen barfuß, Gyulai meldet am 23., die Mannschaft seines Flügels hätte sich Ochsenhäute um die Füße gewickelt statt der Schuhe. Das Pulver war durch und durch naß, die Patronen bildeten nichts anderes als einen Ballast. Aber was das ärgste war: die Armee der Verbündeten litt schon am zweiten Tage der Operation Hunger! Die großen Kolonnen-

magazine, die auch den Truppentrost enthielten, steckten tief in den Wäldern des Erzgebirges und konnten weder vor noch zurück. Die Truppen hatten nur Brot bei sich und das war durchnäßt und verschimmelt. Auch vom Lande war nur wenig zu bekommen. Die Franzosen hatten es ausgefogen und das Wenige, was noch vorhanden, wurde den hungernden Soldaten unter der damals üblichen Devise, die Bewohner so viel als möglich zu schonen, zum großen Teil vorenthalten. Vom Hunger zur Verzweiflung getrieben, lernten aber zahlreiche Soldaten der drei Kontingente die „Requisition auf eigene Faust“ und plünderten unter den Augen ihrer Generale, die gegen die Erzeße wehrlos waren. Von allen Seiten liefen in dieser Hinsicht beim großen Hauptquartier Klagen ein und bereiteten Schwarzenberg manche sorgenvolle Stunde mehr, ohne daß man dem Uebel von Grund auf abhelfen und den Truppen ausreichende Nahrung zukommen lassen konnte.

Das Hauptquartier des Fürsten gelangte zugleich mit dem des Zaren am 23. August nach Mittelsayda. Hier traf von Blücher eine auf den 20. August zurückgehende Nachricht ein, daß sich die ihm gegenüberstehenden, starken Kräfte des Feindes in westlicher Richtung zurückzögen. Nach der Meldung, die am Tage vorher von Neipperg eingelaufen war, lag für Schwarzenberg die Vermutung nahe, daß Napoleon selbst sich Blücher gegenüber befände und nun mit seinem Heer auf Dresden weiche. Er schrieb daher voll Zuversicht an Neipperg: „Ich habe morgen die Armee bei Dippoldiswalde konzentriert und werde dem an die Elbe zurückgehenden Gegner entgegentreten.“ Auch seinem Kaiser meldete er, daß Napoleon in Dresden erwartet werde, und es daher notwendig sei, die Armee bei Dippoldiswalde zu konzentrieren. Schwarzenberg hatte sich mit allem Feuer der Idee eines ernstlichen Engagements bei Dresden hingegeben *).

*) In Mittelsayda ereignete sich — nach Jominis Tagebüchern — ein bezeichnender Vorfall, der nicht unerwähnt bleiben soll. Zar Alexander faßte — wenn wir unserem Gewährsmann glauben dürfen — schon am ersten Tage der Operation den Entschluß, Jomini dem Fürsten Schwarzenberg zuteilen zu lassen. Fürst Wolkonsky, der Generaladjutant des Zaren, hatte mit dem Fürsten und Metternich darüber zu verhandeln. Schwarzen-

Am 24. August übersiedelten die beiden Hauptquartiere nach Reichstädt bei Dippoldiswalde. Hier endlich erhielt man sichere Nachricht über den Kaiser der Franzosen, daß er zum Angriff auf die Armee Blüchers übergegangen sei, sich in dieselbe verbissen habe und scheinbar nicht an eine unmittelbare Rückkehr nach Dresden denke. Die Kunde war wieder von Neipperg gekommen, und dieser besaß sie direkt aus dem französischen Lager. Er hatte sie am 23., am Morgen dieses Tages von der westfälischen Reiter-Brigade Poniatowski erhalten, die zu ihm übergegangen war, um mit den Verbündeten „gemeinsame Sache zu machen“. Neipperg ließ die beiden Husaren-Regimenter unter Kommando des Obersten Baron Hammerstein und des Majors Baron Benz aufmarschieren, nahm ihnen einen provisorischen Eid ab und fragte die Westfäler, ob einer unter ihnen gegen seinen Willen hier wäre; begeisterter Jubel antwortete ihm. Die Offiziere erklärten, auch die westfälische Infanterie sei bereit, die Adler Napoleons zu verlassen, und mit ihr ein großer Teil der deutschen Truppen des Korsen — insbesondere dann, wenn der Monarch Österreichs sich entschließen könnte, wieder den Titel eines deutschen Kaisers anzunehmen. Die Brigade wurde nach Budin abgeschoben, sie betrug nur 460 Reiter. Aber der moralische Eindruck des Ereignisses war nicht zu unterschätzen, und niemand fühlte dies mehr als Napoleon. Längst von Groll gegen die Söhne der roten Erde erfüllt, ließ er alle noch in der großen Armee dienenden westfälischen

berg sei nicht abgeneigt gewesen und hätte nun in Mittelsayda Jomini zu Radetzky geschickt, um mit ihm die Dispositionen für den nächsten Tag zu besprechen. „Jomini kam zu Radetzky und sagte ihm, was er wolle. Radetzky antwortete in seiner ‚brüskten‘ Art: ‚Ich weiß von nichts, der Fürst hat mir nichts geschrieben, ich kann mich nicht mit Ihnen ohne seinem Befehl auseinandersetzen.‘ Jomini antwortete: ‚Ein dem Zaren persönlich zugeteilter Generalleutnant kann hoffen, daß man die Wahrheit seines Wortes glaubt.‘ Er versicherte ihn, daß Schwarzenberg ihn sende. Radetzky antwortete sehr trocken — um nicht zu sagen ‚groß‘ — und provozierte eine Gegenantwort. Schließlich eilte Jomini zum Kaiser, um sich zu beklagen, und der Kaiser beschwichigte ihn, so gut es ging. (Lacorts, Jomini, sa vie et ses écrits.) Langenau soll dem Franzosen dabei noch ein besonders hartes Wort zugerufen haben.

Schwadronenabteilungen zu Fuß formieren und gab die Pferde den französischen Kavallerie-Regimentern.

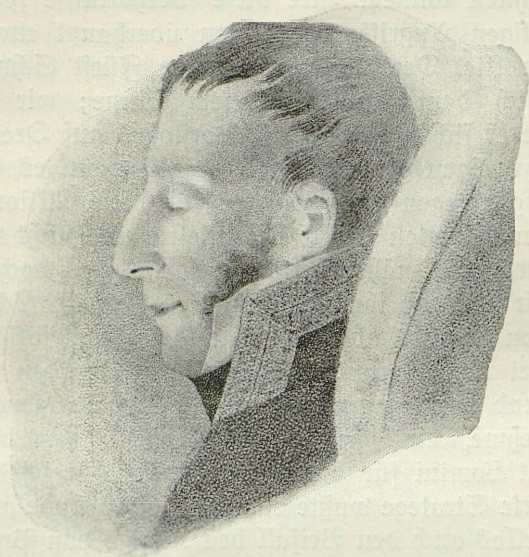
Die Abwesenheit Napoleons, von der man auf diese Art bestimmte Kenntniss erhalten hatte, konnte keinen andern Effekt hervorrufen, als auch die Vorsichtigeren für die Idee der Aktion gegen Dresden zu gewinnen. So schreibt General Knesebel unter dem Eindrucke dieser Nachricht aus Brüx an den Oberkommandierenden: „Es scheint, daß Napoleon über unsern Angriffspunkt getäuscht wurde, und ich submittiere daher, ob nicht ein rascher, kühner Angriff auf Dresden möglich sein möchte.“ Und man geht wohl nicht fehl, aus diesen Worten die Anschauung des Königs von Preußen zu vernehmen. Die Armee der Verbündeten stand am 24. August mit dem Gros ihrer Truppen kaum einen Tagmarsch von Dresden entfernt. Die Avantgarden hatten im großen eine von Pillnitz in gerader Richtung gegen Freiberg geführte Linie erreicht. Die russischen und preußischen Vorhuten befanden sich bereits auf Kanonenschußweite von der sächsischen Hauptstadt entfernt und hatten tagsüber manchen Strauß mit den französischen Vortruppen auszufechten gehabt. Auch Vincent-Chevaulegers waren mit an der Arbeit. In Dresden fürchtete man schon an diesem Tag einen Angriff der Verbündeten; die 20.000 Mann St. Cyr's, die die Besatzung ausmachten, waren kaum geeignet, den Bewohnern angesichts der großen Übermacht des Feindes Vertrauen einzulösen. Der König und sein Hof übersiedelten in die Neustadt, die Vorstädte waren ausgestorben. Wie ein Hohn klangen in die allgemeine Besorgnis die 21 Kanonenschüsse hinein, die der französische Kommandant am Abend zur Feier eines angeblichen Sieges in Schlesien vom Zwingerwall lösen ließ. Aber die Verbündeten befanden sich an diesem Tage noch lange nicht in der Lage, Dresden anzugreifen zu können. Die Kolonnen, insbesondere die österreichischen, waren bedeutend in die Tiefe gezogen, einem Teile derselben hatte es trotz aufreibender und demoralisierender Nachtmärsche nicht gelingen können, die Bestimmungsorte zu erreichen. Viele Abteilungen, wie die Division Civalart, waren zu Tode erschöpft. Das Korps Klenau blieb die ganze Nacht auf dem Marsche.

Am 25. August vormittags rückten die Verbündeten konzentrisch gegen die Höhen von Dresden vor: die Russen längs der Pirnaer Straße, die Preußen über Magen, die Oesterreicher in zwei langen Heersäulen über Dippoldiswalde und Rabenau. Westlich der tiefeingeschnittenen Weißeritzschlucht sollte an diesem Tage nur die Division Mesko des Korps Klenau vorgehen, denn das Gros Klenaus konnte im besten Falle erst am Abend in Freiberg einlangen *). Die Disposition Schwarzenbergs für den 25. — nicht ohne Grund viel bekräftelt — bestimmte, daß die verstärkten Avantgarden aller Kolonnen, zusammen 80.000 Mann, bis 4 Uhr nachmittags auf dem Höhenkranze südlich von Dresden einzutreffen und hier „weitere Befehle“ zu erwarten hätten. Die Gros aber waren angewiesen, auf zwei bis drei Stunden weiter rückwärts, bei Wendisch-Garsdorf, Dippoldiswalde und Magen aufzumarschieren. Ein Teil der österreichischen Divisionen hatte mit Rücksicht auf die Ermüdung der Truppen nur ganz kurze Märsche zurückzulegen. Die russisch-preußischen Garden sollten zum größten Teil die Gegend bei Dippoldiswalde erreichen.

Bereits am frühesten Morgen begann bei den russischen Vorposten, bei Gruna, beim Großen Garten und Strehlen, das Geplänkel. Gegen 10 Uhr erschienen die Jäger des Fürsten Moritz Liechtenstein auf den Höhen von Raitz, bald hernach südlich von Plauen die ersten Grenzerabteilungen Crennevilles. Es wurden einige französische Patronillen aufgescheucht, die sich langsam gegen die am Höhenfuße befindliche Vorpostenkette zurückzogen. Nach einiger Zeit, kurz vor Mittag, versammelte sich im Bannkreise der Division Moritz Liechten-

*) Höchst bezeichnend für die Anschauungen der Zeit ist es, daß Schwarzenberg dem Befehle an Klenau eine sehr schön gezeichnete, heute noch in den Akten liegende Schlachtordnung beilegte, die für den Fall anzunehmen war, als sich für die Erteilung von Befehlen keine Zeit mehr ergab. Wir finden wiederholt, daß ähnliche Verfügungen noch am Vorabend der Schlacht ausgegeben werden. Die Armeeführung der Oesterreicher — und übrigens auch die aller anderen Heere, Frankreichs nicht ausgenommen — hatte nur geringes Vertrauen zur Selbständigkeit der Unterführer.

stein, auf der Höhe von Räcknitz, eine große, glänzende Kavalkade: der Zar Alexander, der König von Preußen, der Fürst Schwarzenberg, jeder mit einem Gefolge prächtiger Uniformen. Der Blick aller war nach der schönen Stadt gerichtet, die zu Füßen der Heerführer lag — wie eine Frucht, nach der man sich bloß zu bücken brauchte. Es war ein herrliches Bild. Man sah jedes einzelne der wunderschönen Renaissance-



General Jean Victor Moreau

gest. 20. September 1813.

kunstwerke, denen Dresden den Namen Elbflorenz verdankt, die Kreuzkirche, das Königsschloß, die berühmte Brücke — man sah auch den Gürtel feldmäßiger Schanzen, mit denen der Kaiser der Franzosen die Stadt umgeben, sah die Lager, die Wälle, und konnte jedes Gewehr zählen, das sich außerhalb der Wälle befand. Man überblickte jede einzelne Phase des Gefechtes, das in der rechten Flanke, an der Pirnaer Straße entbrannt war, und war Zeuge, wie der Ort Striesen in Flammen aufging.

Der Kriegsrat beschäftigte sich mit der Frage, was in den nächsten Stunden zu tun sein werde. Man hatte aus den verschiedensten Quellen erfahren, daß die Besatzung Dresdens bloß aus drei schwachen Divisionen unter S. Cyr bestand und kaum mehr als 20.000 Mann zählte, besaß allen Grund, den Kaiser der Franzosen noch auf zwei Tagmärsche entfernt zu wännen, und durfte voraussetzen, daß Dresden im Augenblick auf keine nennenswerten Verstärkungen werde rechnen können. Alle diese Verhältnisse sprachen für den sofortigen Angriff, wenn man überhaupt etwas unternehmen wollte. Der Kommandierende Fürst Schwarzenberg äußerte sich denn auch in diesem Sinne; wir haben gesehen, wie er sich die Idee des Vorstoßes auf Dresden vollkommen zu eigen gemacht hat -- und wenn es auch Verwunderung erregen muß, daß er für diese Aktion nur ein Drittel der gesamten Kräfte bereitstellte und nicht wenigstens die Reserven viel näher heranzog, so sprechen doch alle Anzeichen für den von ihm beabsichtigten Angriff. Schon in der Disposition vom 24. abends war anbefohlen, die schwere Artillerie bei den Vorhuten einzuteilen; Dresden sollte beschossen und dann gestürmt werden! Viel überzeugender als der vornehme, eine bescheidene Zurückhaltung bewahrende Fürst trat Somini für die Idee des Handstreiches ein; der hochgelehrte Stratege wußte eine Menge Gründe anzuführen, die zweifellos auch den Beifall des Königs von Preußen und seines Anhangs fanden. Moreau dagegen, der sich übrigens nicht ohne innere Bewegung seinen Landsleuten gegenüber sah, riet mit allem Feuer ab; ein Angriff auf die besetzte Stadt sei überhaupt aussichtslos, der Sturm werde nicht gelingen, eine Menge Blut kosten und das moralische Element im höchsten Grade schädigen. General Graf Toll stellte sich auf die Seite des großen Republikaners und riet, sich mit der Stellung auf den Höhen von Dresden zu begnügen, weil man von hier aus alle Manöver des Feindes vereiteln könne. Dort und da wurde auch eine Stimme laut, daß die Armee nicht genügend konzentriert sei. Kaiser Alexander, auf den sich schließlich die Augen aller richteten, hatte bisher geschwiegen. Man sah, er schwankte, war innerlich längere Zeit

selber nicht entschieden, zu welcher Partei er sich schlagen sollte. Aber zu guter Letzt gewannen doch die Gründe seines neuen Ratgebers Moreau die Oberhand in ihm: er erklärte sich gegen den heutigen und gegen jeden Angriff. Wohl mochten die österreichischen Generale, unterstützt vonomini, noch manche Einwendung gemacht haben, aber wieder zeigte sich der alles überragende Einfluß des russischen Zaren — Schwarzenberg, der „homme de la coalition“, verbarg nicht den Widerstreit seiner Gefühle, aber er gab aus diplomatischen Gründen doch nach — der Angriff auf Dresden unterblieb — wenigstens für den 25. August. Und damit hatte sich das Schicksal der ganzen Aktion entschieden!*)

Es war mittlerweile spät geworden. Die Truppen des ersten Armeetreffens befanden sich bereits in den ihnen zugewiesenen Räumen. Die Russen standen zur Hälfte unter Wittgenstein bei Seidnitz; die andere Hälfte, 23 Bataillone stark, war unter dem Kommando des hochbefähigten Herzogs Eugen von Württemberg — trotz seiner Jugend zweifellos der beste russische Führer — zur Deckung der Ostflanke bei Pirna und gegen den Königstein ausgeschieden. Von den Preußen hatten die Avantgarde und zwei Brigaden Leubnitz erreicht, der Rest blieb in Maxen. Von den Österreichern hatte sich die Division Colloredo hinter der Division Morik Liechtenstein, die Division Chasteler hinter Crennevilles Grenzen aufgestellt. Die Gros trafen in der Gegend von Dippoldiswalde ein. Die

*) Auch bezüglich des entscheidenden Kriegsrates von Räcknitz gilt das schon früher über Kriegsräte Gesagte. Es gab keinen unparteiischen Zeugen und daher auch — für die Nachwelt — keinen unparteiischen Berichterstatter. Aus diesem Grunde sind uns die widersprechendsten Berichte überkommen. Die Russen waren später zur Einsicht gelangt, daß ein Handstreich am 25. gewiß Ausichten auf einen Erfolg gehabt hätte. Sie hatten daher nichts eiligeres zu tun, als Schwarzenberg die Schuld in die Schuhe zu schieben und zu behaupten, dieser hätte sich gegen den Sturm ausgesprochen, weil er nicht den Russen und Preußen das Hauptverdienst zugestehen und das Eintreffen des österreichischen linken Flügels abwarten wollte. Diese Darlegung ist in zahlreiche Werke übergegangen und Bernhardi war der erste, der sie an der Hand verschiedener russischer Aufzeichnungen widerlegte. Von seinem Gewährsmann Toll stammt denn auch obige Schilderung.

Vorposten kämpften noch, bis die einbrechende Dunkelheit ein Ende machte. Die Kavallerie Moritz Liechtensteins streifte bis zu den Lunetten vor der Seedorstadt, die Grenzer Crenneville's entriffen den Franzosen noch am Abend den halben Ort Plauen und nächtigten dort, vom Feinde nur durch eine Ortsgasse getrennt. Vergebens sah Crenneville nach Meßko aus; in der Gegend der Freiburger Straße, auf den Höhen jenseits der Weißeritz regte sich nichts. Als die Truppen ihre Lager bezogen, begaben sich, wie es in den Berichten heißt, auch die Heerführer in ihre Quartiere, der Zar ins Schloß Nötenitz, der König von Preußen nach Zehista, Schwarzenberg nach Bannewitz. Nirgends findet man seltsamerweise eine Andeutung, ob der Kriegsrat, nachdem er vom sofortigen Angriff auf Dresden abgekommen war, auch einen andern Entschluß gefaßt hat. Es mutet gewiß eigenartig an, zu sehen, wie man den Fürsten wohl von seiner eigenen Anschauung abbrachte, ihn aber dann mit einer vornehmen Handbewegung samt seinen 200.000 Mann vor Dresden stehen ließ, — er solle sich helfen, wie er könne. Wenn dem wirklich so ist, so befand sich Schwarzenberg in der peinlichsten Lage, die je einen Feldherrn betroffen.

Wir werden sehen, wie sich das österreichische Hauptquartier aus der Affäre zog und was man für den nächsten Tag anordnete. Es wurde spät abends, bis die Disposition fertig war. Die Truppen hatten sich fröstelnd um die Wachtfeuer geschart, mehr als einer der Offiziere in dem sicheren Gefühle, daß ein großer Augenblick ungenützt vorübergegangen war. Hoch über Dresden, auf den Höhen jenseits der Elbe, zog sich am Himmel ein schmaler Lichtstreifen hin, von den Heerführern der Verbündeten nicht bemerkt oder doch nicht beachtet. Was konnte es viel anderes sein, als vielleicht ein brennendes Dorf, von Frevlerhand angezündet, einige Hundert Menschen unglücklich und obdachlos — Ereignisse, über die man in diesen ernsten Zeiten achtlos hinwegging....

Aber es waren die Wachtfeuer der Kaisergarde!

Die Schlacht bei Dresden.

26. und 27. August 1813.

Sief verstimmt kehrte Fürst Schwarzenberg, das Lager der Liechtensteinischen Jäger passierend, nach seinem Hauptquartiere zu Bannewitz zurück. Seit der furchtbaren Unglücksnacht von Paris zur Melancholie neigend, mochte er die Bürde seines Amtes kaum in einem zweiten Augenblicke des Krieges so drückend empfunden haben, als an jenem Abende. Mit dem Gefühl, vielleicht schon in wenigen Stunden Herr der Elbestadt zu sein, hatte er im Laufe des Tages fast 100.000 Mann im Bannkreise von Dresden vereinigt — und nun war die Aktion doch unterblieben. Was sollte am nächsten Tag unternommen werden? Sollte man untätig stehen bleiben, sollte man umkehren, ohne etwas erreicht zu haben, oder sollte man doch am 26. stürmen? Inwieweit sich bei Schwarzenberg in diesen Stunden Einflüsse aus seiner Umgebung geltend machten, das wissen wir nicht. In seinem Innern fehlte es gewiß nicht an Konflikten. Auf den Höhen von Räcknitz hatte der geschmeidige Diplomat seine eigene Überzeugung der hohen Politik geopfert, jetzt aber regte sich in ihm wohl auch wieder der kühne, wagemutige Reiteroffizier aus den vergangenen Feldzügen und nahm den Kampf gegen den Höfling auf. Wenn schon am 25. die Idee fallen gelassen wurde, konnte sie nicht doch am 26. ausgeführt werden? Oder sollte man wirklich die Armee zweck- und planlos hiehergebracht haben unter tausend Entbehrungen und Strapazen? Der Politiker und der Soldat — einen absoluten Sieg errang in Schwarzenberg keiner von beiden. Das Ergebnis des Kampfes war vielmehr jenes Schreckensgespenst, das über so vielen Entschlüssen der verbündeten Feldherren sein Unwesen trieb: ein Kompromiß. Aus einem Kompromiß, das der Feldherr zwischen seinen eigenen Anschauungen und denen anderer

geschlossen hatte, ging der Befehl für den 26. August 1813 hervor.

Es ist vielfach erwogen worden, was Schwarzenberg mit diesem Befehl eigentlich beabsichtigte — ob er, wie es dort und da heißt, überhaupt nur etwas tun oder doch einen bestimmteren Zweck erreichen wollte. Niemand gibt über diese Frage besseren Aufschluß, als Schwarzenberg selber, wenn er noch an diesem Abend an seinen kaiserlichen Herrn schreibt: „Es wird daher eine Disposition für einen Angriff herausgegeben, welcher für den Fall, als er wegen des schlechten Wetters nicht gelingt, als Demonstration zu gelten hat.“ Der Feldmarschall war in seinem Innern noch nicht vom Gedanken an den Angriff abgekommen, das zeigen nicht nur die eben zitierten Worte, sondern auch mehrere Stellen aus den Befehlen. Aber — sei es, daß er selber nicht mehr so fest an den Erfolg glaubte, sei es, daß er den Zaren und seine Partei nicht offenkundig brüskieren wollte — die gewundene Befehlssprache seiner Zeit gab dem Kommandierenden leider Gelegenheit, seine eigentliche Absicht zu verschleiern und dadurch Aktionen zu veranlassen, die den Keim des Mißlingens in sich trugen. Die Disposition für den 26. setzte einen konzentrischen „demonstrativen Angriff“ auf Dresden fest. Es wurde befohlen, daß die Russen und die Preußen, in je einer Kolonne formiert, über Striesen, den Großen Garten und über Strehlen die Südostfront Dresdens, die Österreicher, in drei Kolonnen gruppiert, von den Höhen beiderseits des Weißeritzbaches aus die Südfront und die nach Westen vorspringende Friedrichstadt demonstrativ anzugreifen hätten. Hierzu sollten vor allem die Vortruppen den Feind aus den verschiedenen Vorfeldstellungen vertreiben, die russischen und preußischen Avantgarden das Gelände von Gruna und um den Großen Garten, die Division Crenneville und Mesko die Gegend von Plauen, Löbtau und Cotta säubern. Der Hauptangriff war erst für 4 Uhr nachmittag anbefohlen, einen sehr späten Zeitpunkt, der der tiefgegliederten Armee mehr als nötig Gelegenheit bot, aufzuschließen. Ein großer Teil der Armee — die Hälfte — sollte vorerst auf den Höhen als Reserve verbleiben.

Die Dresdener Altstadt von 1813 mit ihren Vorstädten erstreckte sich naturgemäß noch lange nicht über jenes Gebiet, das die moderne Königstadt einnimmt; der Große Garten lag noch völlig im freien Lande, das Südende der Stadt fiel in die Höhe des Bismarckplatzes, Plauen, Löbtau und Cotta waren schlichte Bauerndörfer, bis zu einer halben Stunde von Dresden entfernt. Dresden ist im Süden und Westen von einer Hügelkette umgeben, die bei den Schusterhäusern beginnt, über Gorbitz, Ober-Pesterwitz und Bannwitz hinzieht und dort verflacht, wo heute die Bahn Dresden—Pirna an Leuben vorüberführt. Diese Hügelreihe sendet lange, schmale, flache Abhangsrücken zu den Toren von Altdresden hinab, Abhangsrücken, die von vielen Rinnen, Rissen und Gräben durchschnitten waren. Die Gangbarkeit hatte demnach ihre Grenzen; sie war insbesondere sehr beschränkt, wenn sich nach langen Regen der Lehmboden in eine zähe, schlüpfrige Masse verwandelte. Baumreihen, Gehölze und zahlreiche Ortschaften, die zum Theil in den Niederungen liegen, erschwerten einerseits die Orientierung, boten aber andererseits günstige Stützpunkte für hinhaltende Gefechte. Von besonderer Wichtigkeit für die Ereignisse um Dresden wurde die berühmte Plauener Schlucht, jenes herrliche Tal, das der Weißeritzbach südwestlich von Plauen in den eben geschilderten Höhenzug eingegraben hat. Noch heute wegen ihrer Schönheit viel besucht, eine Rivalin der sächsischen Schweiz, hat die Plauener Schlucht dessenungeachtet durch Eisenbahn und Fabriken viel von dem Zauber verloren, der ihr zu Anfang des XIX. Jahrhunderts eigen war. Das herrliche Tal mit den steilen Wänden war damals, als sich die Gestalten Goethes, Schillers, Körners und Richters mit den Erinnerungen der sächsischen Königstadt auf immer verbanden, eine herrliche Wildnis mit dunklen Wäldern, rauschenden Wehren und einsamen Höhen, nur auf wenigen, schmalen, steilen Fußpfaden zu erreichen: für die rauhe Prosa militärischer Erwägungen eine taktische Trennungslinie ersten Ranges, wie der 26. und 27. August mit erschreckender Klarheit darlegten.

Napoleon hatte den Schutz von Dresden 3 Divisionen des 14. Korps und dem Kavalleriekorps L'Héritier anver-

traut, rund 40 schwachen Bataillonen. Marschall S. Cyr hatte diese Divisionen am 23. aus der Linie Dippoldiswalde-Hellendorf auf die Umfassung der Hauptstadt zurückgenommen, wohin langsam auch die Nachhuten folgten. Am 26. in der Früh standen an der Umfassung von Dresden zwei Divisionen: die Division Razout am Westufer der Weißeritz, in der Friedrichstadt, mit Vortruppen in Löbtau, Cotta und bei den Schusterhäusern, die Division Claparède östlich der Weißeritz, gleichfalls mit zahlreichen Abteilungen in den verschiedenen, im Weichbilde der Stadt gelegenen Ortschaften und Gehöften. Der Große Garten, der wie eine Bastion über Dresdens Vorstädte hinausragte, war von 12 Bataillonen Berthezène besetzt, eine ebenso wichtige als gefährliche und leicht umfaßte Position. Rheinbundtruppen — Westfäler und Sachsen — versahen den Garnisonsdienst und bildeten eine schwache Reserve. Das Kavalleriekorps L'Héritier hatte man auf die dunklen Nachrichten einer Niederlage bei Großbeeren nach Großenhain entsendet. Marschall Gouvion S. Cyr, ebenso tapfer und befähigt wie ehrgeizig und empfindlich, war, wie er am Vortag an den Kaiser schrieb, zum Äußersten entschlossen. Ein sächsischer Offizier auf dem Kreuzturm unterrichtete ihn über alle Bewegungen des Feindes. Die Kindersoldaten des Korps erhielten für die bevorstehende Feuer- taufe Wein aus dem königlichen Kufenhaus und Bier und Branntwein. Was möglich, sollte geleistet werden. Lange freilich durfte Hilfe von außen nicht ausbleiben!

Am 26. am frühesten Morgen begann es sich in den Lagern der Verbündeten zu regen. Es war, entgegen den früheren Tagen, herrliches, klares Wetter. Unten im Elbetal und in den zahlreichen Niederungen zogen noch die Nebel, die Höhen aber streifte bereits der erste Strahl der langentbehrten Sonne. Um 5 Uhr früh traten die Preußen beim Großen Garten die Vorrückung an. Eine Stunde später sah der Beobachter vom Kreuzturm aus auf den Höhen hinter Löbtau, bei Gorbitz und Alt-Franken und gleich darauf oberhalb von Plauen österreichische Truppen auftauchen. Und bald hernach wurde es auch im Süden, an der Pirnaer Straße, lebendig, wo die Russen zum Angriff übergingen. Die Preußen unter dem Ge-



Oberst Karl Schneider Freiherr v. Arno

gest. 1846 als Feldmarschallleutnant.

neral Grafen Ziethen stürmten mit gewohnter Bravour gegen den Großen Garten. Es währte nicht gar lange — und sie waren Herren der Südfront. Aber auch General Berthézène

Glazié, Die Tage von Dresden 1813.

hatte gewiß keine Ursache, mit der Haltung seiner „Kindersoldaten“ unzufrieden zu sein. Sie verteidigten jeden Fußbreit des Bodens und wichen erst nach schweren Verlusten, unter denen sich 36 Offiziere befanden, bis zu einem im Westteil des Parks gelegenen Astberghau zurück, wo sie bis über die Mittagstunden hinaus Halt fanden. Nicht leichter hatten es die Russen. Auch sie fanden in den verschiedenen Gehöften zu beiden Seiten der Pirnaer Straße tapferen Widerstand und mußten froh sein, endlich nach Mittag die Höhe westlich von Striesen und die Dörfer Striesen und Blasewitz zu besitzen. Um diese Zeit waren die zwei bei Maxen gebliebenen preußischen Brigaden in der Gegend des Großen Gartens eingetroffen. Südlich von Zschernitz postierte sich eine starke preußische Artillerielinie. Sowohl bei den Preußen als auch bei den Russen trat eine Gefechtspause ein; die Truppen waren ermattet, sie bedurften der Ruhe. Auch sollte der Hauptangriff erst um 4 Uhr nachmittags beginnen.

Was war inzwischen bei den Österreichern geschehen? Schon am Abend des 25. hatten Feldmarschalleutnant Graf Crenneville und die Ordonnanzoffiziere des Oberkommandierenden vergebens nach den Höhen am linken Weißeritzufer ausgespäht, wo befehlsgemäß die leichte Division Mesko — die Vorhut des bei Freiberg eingetroffenen Korps Klenau — hätte erscheinen sollen. Wie sich später herausstellte, erhielt Feldmarschalleutnant Freiherr v. Mesko den Auftrag zur Vorrückung auf Löbtau erst am 25. um 5 Uhr nachmittags in Freiberg, während seine Division am Südwestende des Tharandter Waldes, bei Naundorf, lagerte, also 25 Kilometer von dem Punkte entfernt, an dem der kommandierende Feldmarschall die Division zu dieser Stunde erwartete. Mesko ließ sofort alarmieren und marschierte noch in der Nacht auf der Freiburger Straße gegen Dresden. Der Marsch war außerordentlich beschwerlich. Ohne Nahrung und schläfrig, schleppten sich die Leute mehr als sie gingen. Auch die Sicherung konnte infolge des Dranges der Umstände nur sehr schwach gehandhabt werden. Am 26. August bei Morgengrauen traf Oberst Kléffy, der mit seinen Palatinal-Husaren der Infanterie Meskos vorangeeilt war, auf den Höhen von Gorbitz ein.

Die feindlichen Späher und Plänkler, auf die die Husaren beim Vorrücken trafen, zogen sich, ohne zu feuern, zurück. Erst bei Löbtau und Cotta wurde ihnen das Weiterreiten verwehrt. Zwischen 5 und 6 Uhr erschienen dann auch die ersten Infanterie-Abteilungen Meskos bei Alt-Franken, mit ihnen der General in eigener Person. Feldmarschalleutnant Crenneville, in steter Besorgnis für seinen linken Flügel, atmete auf, als er von Coschütz her Meskos Grenzer wahrte. Schon in kurzer Zeit sah man auch Crennevilles Grenz-Bataillone von Coschütz gegen Plauen herabsteigen, vorn die Gradiskaner unter der Führung des tapferen Majors Baron Simbschen. Crenneville hatte keinen Augenblick gezaudert, durch die Vorrückung mit seinen Bataillonen die Aktion Meskos zu fördern.

Meskos und Crennevilles Abteilungen rückten gleichzeitig gegen die Vorpositionen der Franzosen vor. Cotta und die Schusterhäuser waren vom Feind nur schwach besetzt und befanden sich schon um 8 Uhr früh im Besitz der Walachen-Grenzer und eines Bataillons Beaulieu. Bedeutend schwieriger standen die Verhältnisse bei Löbtau, das unter dem Kreuzfeuer zahlreicher französischer Batterien lag und wo hohe, starke Mauern dem Feinde Gelegenheit boten, sich hartnäckig zu wehren. Die Mährer und Galizianer des Regiments Beaulieu mußten alles daransetzen, um endlich, unterstützt von den in nächster Nähe aufgefahrenen Brigade-Batterien, bis 10 Uhr die Herrschaft über den Ort zu erlangen. Auch Major Simbschen traf mit seinen Gradiskanern anfänglich nur auf geringeren Widerstand. Er rückte gegen jene Gehöfte und Häuser vor, die sich im unmittelbaren Anschluß an Löbtau, mit diesem durch eine steinerne Brücke verbunden, am rechten Weißeritzufer befanden (in der Skizze zwischen Löbtau und dem Feldschlößchen). Die Pulvermühle, am Südennde dieses Häuserkomplexes gelegen, fiel sehr bald in die Hände Simbschens; auch die bereits erwähnte steinerne Brücke und das am linken Ufer befindliche Chausseehaus wurden in kurzer Zeit eine Beute der Österreicher. Bedeutend schwieriger war es, den dem Chausseehause gegenüberliegenden Holzhof zu erobern. Es mochte wohl Mittag geworden sein, bis er genommen

war. Dann wandten sich Simbschens Grenzer gegen das Feldschlößchen, während die Warasdiner Kreuzer unter dem Obersten Benczek und die Deutsch-Banater unter Major Nestor daran gingen, dem Feind die der Schanze V zunächst liegenden Objekte zu entreißen. Es war wohl schon 2 Uhr nachmittags, als endlich nach wechselvollen, verlustreichen Ortskämpfen die braven Grenzer alle diese Positionen erobert hatten.

Inzwischen war Feldmarschalleutnant Mesko gezwungen gewesen, einen großen Teil seiner Kraft, die ganze Brigade Paumgarten, nach Meißen zu entsenden. Er folgte damit einem schon am Vortage an ihn ergangenen Auftrag, hatte aber lange gezögert, ihn auszuführen, da er die dadurch bedingte Schwächung fürchtete und überdies von Landesbewohnern erfuhr, daß die Franzosen die Meißner Brücke selbst abgetragen hätten. Aber Schwarzenberg beharrte auf seiner Anordnung und gegen die Mittagsstunde ließ Mesko den General Paumgarten mit seiner Brigade, die zum Teil erst aus dem Gefechte genommen werden mußte, schweren Herzens ziehen. Seine Schar war damit auf drei Bataillone Beaulieu, vier Grenzer-Kompagnien, fünf Schwadronen und zwei Batterien zusammenschmolzen. Die Infanterie mußte in der langen Front Löbtau-Schusterhäuser fast vollständig in eine Tirailleur-Kette aufgelöst werden. Die Husaren versuchten wohl, an eine oder die andere Batterie des Feindes heranzukommen und beunruhigten die feindlichen Kanoniere mit ihrem Pistolenfeuer. Aber im ganzen mußte Mesko doch froh sein, daß ihn der Feind, der selber nur schwach war, im Besitze des eroberten Geländes ließ. Kurz nach Mittag sandte Mesko einen Ordonnanzoffizier zu Schwarzenberg mit der dringenden Bitte, ihm doch wenigstens ein Regiment Infanterie und ein Regiment Kavallerie zu senden — er könne sonst seine Aufgabe nicht mehr erfüllen. Wie bei den Preußen und Russen, so trat auch bei Grenneville und bei Mesko in den ersten Nachmittagsstunden eine Gefechtspause ein. Man unterhielt nur mehr ein langsames, vielfach unterbrochenes Feuer — es war die Ruhe vor dem Gewitter. Denn um etwa 1 Uhr nachmittags wurde den Österreichern in der Feuerlinie eine unangenehme Überraschung.

Nachdem schon seit einigen Stunden alle Anzeichen dafür gesprochen hatten, daß die Besatzung von Dresden vom rechten Elbeufer her Verstärkungen erhielt, erhob sich jetzt drüben beim Feinde, die ganze Linie entlang, in der Friedrichsstadt, bei der Schanze V, bei allen Batterien brausender Jubel. Es ertönte der Ruf, den damals kein Feind Frankreichs ohne ein gewisses Bangen für den eigenen Erfolg vernahm: „Vive l'empereur!“ Der Kaiser der Franzosen, seit 9 Uhr vormittags in Dresden, war am Freiburger Schlag, in der Nähe der Schanze V erschienen und hatte sich mit eigenen Augen überzeugt, daß „le village“ — wie er Löbtau immer nannte, da er sich die Aussprache dieses Ortsnamens nie merken konnte — in den Händen des Feindes sei.

Wir haben den Kaiser der Franzosen am 21. August in Löwenberg verlassen. Er hatte vier Korps und die Garden um sich versammelt und rückte um Mittag zum Angriff über den Bober vor. Aber sein Gegner Blücher wußte längst, daß die Franzosen in den letzten 24 Stunden beträchtliche Verstärkungen erhalten und hatte schon an dem neu entfachten Glanz der feindlichen Truppen erraten können, daß auch der kleine Korporal in der Nähe sei. Der greise Marschall trat daher, den Trachenberger Abmachungen gemäß, den Rückzug an. Die Franzosen stießen nur mehr auf starke Nachhuten, die sich aber so brav hielten, daß Napoleon nicht den Eindruck hatte, als würde der Feind freiwillig weichen. Und das Gefecht bei Goldberg am 22. bestärkte ihn in diesem Irrtum. Am liebsten hätte er schon eine Siegesdepesche in die Welt hinausgeschickt — wie um zu zeigen, daß ihm sein Glück nicht untreu geworden sei. Er war von den besten Hoffnungen erfüllt. Wenn ihn nur seine Generale nicht im Stich ließen! Aber diese Sorge verließ ihn nicht. „Im allgemeinen ist das Schlimme in der Sachlage das geringe Vertrauen, das die Generale zu sich selbst haben. Die feindlichen Streitkräfte erscheinen ihnen immer dort bedeutend, wo ich nicht bin.“ Da erhielt der Kaiser am 23. in der Früh Nachricht von S. Chr: die böhmische Armee sei in Sachsen eingedrungen, Dresden in Gefahr! Wenn keine Unterstützung kam, so konnte das Schicksal der sächsischen Hauptstadt nach Stunden zählen.

— Was blieb dem Kaiser anderes übrig als umzukehren und S. Cyr zu Hilfe zu eilen! Napoleon beließ Macdonald mit drei Armeekorps und einem Kavalleriekorps in Schlefien — Blücher gegenüber, der sich freute, dem „großen Mann eine Nase“ gedreht zu haben, sonst aber schon wegen der Haltung seiner Landwehr froh war, endlich wieder Luft zu bekommen. Die Garden und das Korps Marmont (6.) ließ der Kaiser umkehren, nahm auf dem Wege noch das Korps Victor (2.) mit sich und traf am 24. wieder in Bautzen, am 25. in Stolpen ein, in dessen Nähe sich das Korps Vandamme befand. Stolpen war für den Kaiser ein wichtiger Punkt — es teilten sich hier die Wege nach Dresden einerseits, nach Königstein und Teplitz in Böhmen andererseits. Und des Kaisers Absicht war in diesen Tagen, S. Cyr nur mit den nötigsten Verstärkungen zu bedenken, mit dem Gros aber über den Königstein in Rücken und Flanke des Gegners zu dringen, ja ihm womöglich am Südrand des böhmischen Erzgebirges den Weg zu verlegen — ein Plan, an dem man den Besieger Europas zu erkennen vermag! Aber eins setzte die Ausführung voraus — daß Dresden sich bis Ende des Monats werde halten können.

Schon am 23. hatte Napoleon seinen Schwager Murat zu S. Cyr gesandt, damit er sähe, wie die Dinge standen. Am 24. folgte diesem ersten Boten noch der Oberst Gourgaud, kaiserlicher Adjutant. Die Nachrichten von S. Cyr lauteten nicht sonderlich gut. Auch bekam der Kaiser bald nach seiner Ankunft in Stolpen — wenn auch in einer nicht gerade alarmierenden Form — die erste Botschaft von der Niederlage, die Dudinot vor zwei Tagen bei Großbeeren erlitten hatte. Trotzdem war der Kaiser guter Laune, in der Hoffnung, seinen schönen Plan mit der Umgehung über den Königstein doch noch ausführen zu können. Er besichtigte am Nachmittag das schöne Schloß Stolpen und sprach viel von den Erinnerungen, die sich an diese Gegend knüpfen, von der Aberrumpelung der Bergfeste im Jahre 1756, von der Gräfin Cosel, der Geliebten Augusts II., die hier gewohnt hatte, vom Rückzug Friedrichs des Großen nach der Schlacht bei Hochkirch. Gerade in den Stunden wichtiger Entscheidungen liebte es der

Imperator, nach der Vergangenheit hinüber zu lenken, stolz darauf, nun selber dem Weltengeschick den Weg zu weisen. Um 11 Uhr nachts kehrte Gourgaud von Dresden zurück. Er hielt die Lage Dresdens für außerordentlich gefährlich und erklärte dem Kaiser unumwunden, daß sich die Stadt kaum länger als 24 Stunden werde halten können, wenn der Kaiser nicht Hilfe brächte. Nach dieser Nachricht blieb Napoleon nichts anderes übrig, als seinen Plan aufzugeben und mit dem Gros seiner Armee direkt nach Dresden zu marschieren. Mit erstaunlicher Raschheit erhielten die um den Kaiser versammelten 170.000 Mann ihre neuen Marschziele. Nur mehr 40.000 Mann unter Vandamme hatten über den Königstein vorzubringen, die Garden aber, die um Stolpen, die Korps Marmont und Victor, die noch östlich des Ortes lagerten, wurden angewiesen, auf Dresden abzurücken.

Am 26. August 4 Uhr früh brach die Kaisergarde aus ihren Lagern auf, um in einem Zuge auf Dresden zu rücken. Wie zumeist an den Vortagen, marschierte nur die Reiterei und die Artillerie auf der Straße, das Fußvolk aber querfeldein auf der kürzesten Linie. Die französische Armee legte die Strecke Löwenberg—Dresden, 130 Kilometer, in vier Tagen zurück. Und wenn wir auch heute von Guchery und Bionnet wissen, daß die glänzende Medaille ihre Rehrseite hatte und in den Reihen der Regimenter nicht selten Disziplin und Ordnung in Brüche gingen —, eine Wunderleistung bleibt der große Gewaltmarsch vor der Schlacht von Dresden doch, eine Wunderleistung, die fast ausschließlich auf den Persönlichkeitszauber des großen Mannes zurückzuführen ist, der sie inspirierte. Napoleon eilte seinen Truppen voraus. Er verließ am sogenannten Mordgrund seinen Wagen, um von diesem herrlichen Aussichtspunkte aus einen Blick nach dem Elbetal zu werfen. Dann bestieg er sein Pferd und ritt im stärksten Galopp — begrüßt von einigen Geschossen der russischen Artillerie — auf der Chaussee nach der Stadt hinab. Der kleine graue Mann wurde von den Dresdnern wie eine Erscheinung aus einer andern Welt empfangen; sie jubelten ihm nicht weniger entgegen wie seine Soldaten. Sein erster Besuch galt der königlichen Familie. Die Königin, eine Schwester des Kaisers Franz, rief, als sie Napoleons an-

sichtlich wurde: „Voilà notre sauveur!“ Der große Schlachtenkaiser wurde als Retter in der Not begrüßt.

Napoleon verweilte nur kurze Zeit im Schlosse. Nachdem er dann auf dem Platze vor der Brücke die zuerst einlangenden Truppen in ihre Richtungen gewiesen hatte, begab er sich auf Refognoszierung nach der Pirnaischen Vorstadt. Nur von Caulaincourt und einem Pagen begleitet, des feindlichen Feuers nicht achtend, besuchte er theils zu Fuß, theils zu Pferd alle wichtigen Punkte der Umfassung, überall von den Klängen der Marseillaise und von einem jauchzenden: „Es lebe der Kaiser!“ empfangen. Der ersten Erkundung folgte kurz nach Mittag eine zweite. Gegen drei Uhr kehrte er dann zur steinernen Elbebrücke zurück, die gerade von seinen Garden passiert ward. Die Truppen hatten die denkbar größten Strapazen hinter sich, waren ermüdet und ausgehungert — aber auch die Ärmsten unter ihnen fanden, wie die Schwerverwundeten auf den Schlachtfeldern, Kraft genug zu einem weithallenden „Vive l'empereur!“ Der Kaiser erteilte den vorbeimarschierenden Abteilungen seine Aufträge. Acht Bataillone der Division Teste des ersten Korps, die noch rechtzeitig von Pirna her eingelangt waren, hatten bereits den Befehl, mit der Kavallerie Latour-Maubourgs in die Friedrichstadt abzurücken; Murat übernahm hier den Oberbefehl. Marschall Ney wurde angewiesen, mit zwei Divisionen der jungen Garde in die Seedorstadt zu eilen. Marschall Mortier hatte mit den beiden andern Divisionen der jungen Garde den Russen die Höhen südöstlich von Dresden abzunehmen. Die alte Garde blieb Reserve in der Altstadt. Im allgemeinen war Napoleons Plan, sich für den 26. mit der sicheren Gewähr des Besitzes von Dresden zu begnügen und erst am 27. früh, wenn die noch jenseits der Elbe befindlichen Korps Victor und Marmont eingetroffen, den entscheidenden Schlag zu führen. Um etwa 5 Uhr nachmittags standen die Garden an ihren Plätzen. Und der Kaiser sagte zu seiner Umgebung: „Wenn sie jetzt angreifen, so kann ihnen das den Feldzug kosten.“

Den Führern der Verbündeten war die einschneidende Änderung in der großen Lage nicht entgangen. Sie hatten

auch sehr bald durch einen Flüchtling aus der Stadt und wohl auch auf anderen Wegen von der Anwesenheit des Kaisers der Franzosen Kunde erhalten und versammelten sich



Feldmarschalleutnant Alois Fürst von und zu Liechtenstein

gest. 1833 als Feldzeugmeister.

gegen Mittag wieder auf der Höhe von Räcknitz. Nur Radeky und Langenau fehlten sonderbarerweise in der illustren Versammlung. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob der Sturm auf Dresden oder vielmehr der „demonstrative Angriff“ an-

gesichts der neuen Situation überhaupt noch stattfinden solle. Man sah drüben bei den Franzosen Verstärkung auf Verstärkung anlangen —, sah in den nächsten Stunden rechts und links und hinter der eigenen Stellung die Massen der preußischen und österreichischen Truppen aufmarschieren; die Preußen beim Großen Garten, die Division Colloredo bei Raitz, die Division Bianchi, die Grenadiere Chastelers und die prächtige Kavallerie des Prinzen von Hessen-Homburg auf den Höhen südlich von Plauen, Massen von Artillerie in der Front; und man sah schließlich zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags jenseits der Weißeritz aus dem Tal eine Kolonne gegen die Orte Naußlitz und Rößthal emporsteigen, die Division Weizenwolff. Der Meinungsaustrausch im Kriegsrat dauerte ziemlich lange. Am Ende aber fand sich doch die überwiegende Mehrzahl der Anwesenden in der Ansicht einig, daß alle Eroberungspläne bezüglich der sächsischen Königsstadt gegenstandslos geworden seien. Wenn auch der Gegner an aktiven Verteidigungsmitteln gewiß noch immer bedeutend schwächer war —, in den Befestigungen und in der schlechten Ausrüstung der Verbündeten für einen Kampf gegen Schanzen und Wälle lag ein Ausgleich für ihn. Ein Sturmversuch kostet jedenfalls sehr viel Blut, ohne auch nur einige Aussicht auf Erfolg zu haben. Nur der König von Preußen widersetzte sich; er machte eine Ehrensache daraus, die Armee, da sie nun schon vor den Mauern Dresdens stand, zum Angriff vorgehen zu lassen. Doch er wurde überstimmt und Schwarzenberg, der die allgemeine Anschauung teilte, ritt, nach der Erzählung Tolls, weg, um seinen Stabschef aufzusuchen und mit ihm die Befehle zum Einstellen des Angriffes zu verfassen. Und es wurde 4 Uhr. Da ertönten plötzlich in der Nähe von Räcknitz drei Alarmschüsse — das Zeichen zum Angriff! Ein Rätsel, das wohl nie mehr zu lösen sein wird: die Einstellungsbefehle im Sinne des Kriegsrates waren aus unerklärter Ursache unterblieben — der Angriff auf Dresden wurde doch unternommen!

Unter einer furchtbaren Kanonade rückten von allen Seiten die Kolonnen der Verbündeten vor —, die Russen beiderseits der Pirnaer Straße, die Preußen gegen die Lu-

nette II, den Dohnaer Schlag und den Hospitalgarten, die Oesterreicher unter Colloredo gegen die Seeborstadt, die Division Bianchi über Plauen beiderseits der Weißeritz, die Divisionen Weißenwolff und Mesko unter dem Befehl des Feldzeugmeisters Grafen Gyulai zwischen der Weißeritz und der Elbe, beiderseits der Freiburger Straße. Der Hauptangriff der Russen erfolgte zwischen der Pirnaer Straße und der Elbe. Die Kolonnen Wittgensteins drangen in raschem Sturmloaf bis nahe an die Umfassung der Pirnaischen Vorstadt heran und Fürst Wittgenstein hatte persönlich seine letzten Reserven auf den wichtigen Windmühlenberg — die Höhe westlich Striesen — vorgeführt, als plötzlich — zwischen 5 und 6 Uhr abends — die beiden Divisionen Décous und Roguet (Bleibtreu nennt die Divisionen Dumoustier und Barrois) unter Mortiers Führung, sowie die von Murat herangeführte Kavallerie = Division Doumerc aus der Vorstadt hervorbrachen und in schwerem Ringen, unterstützt von dreißig am rechten Elbeufer postierten Geschützen, die Russen zurückdrängten. Um etwa 7 Uhr war der Windmühlenberg wieder in französischen Händen, bald hernach drangen die Bataillone junger Garde auch in Striesen ein, wo das Gefecht zwischen lichterloh brennenden Häusern noch bis Mitternacht dauerte. Die Russen bivaktierten südwestlich von Blasewitz. Die Preußen warfen die Franzosen sehr bald aus dem Großen Garten hinaus, griffen die Schanze II und den dahinter liegenden Prinz Antonischen Garten an und gingen auch beiderseits der Dohnaer Straße vor. Aber nach 6 Uhr brach sich auch der preußische Angriff an dem Gegenstoß der Franzosen. Marmont stürmte mit Bataillonen des 14. Korps, mit zwei Marine-Regimentern und einem provisorischen Regiment — dem einzigen Truppenkörper, dem der Kaiser an diesem Tage die „Inskrift“ verlieh — gegen den Großen Garten vor und schlug die Preußen wieder bis ans Ende desselben zurück. Es wurde 9 Uhr, bis das Gefecht hier ein Ende nahm. Eine preußische Brigade blieb im Südende des Großen Gartens, das Gros lagerte südlich desselben und bei Gruna.

Napoleon konnte mit seinen Kindersoldaten zufrieden sein. Ihre Erfolge stehen einigermassen im Widerspruch zu

den Erzählungen einiger Augenzeugen, wie Meerheimb, Bionnet und Guchéry. So weiß Bionnet zu berichten, man hätte die junge Garde ins Gefecht treiben müssen. Und Guchéry erzählt, man hätte den Soldaten auf Befehl Berthiers so lang als möglich verheimlicht, daß es ins Gefecht ginge, und ihnen, als es ernst wurde, keine Zeit zum Nachdenken gelassen, sondern sie in aller Eile, mit Wein und Brantwein betäubt, in den Kugelregen geschickt. Doch wäre trotzdem von vielen die Gelegenheit benützt worden, sich zu verkriechen; es seien z. B. lange nachher in Grüften erstickte Soldaten gefunden worden, die sich an diesen stillen Platz geflüchtet und am Leichengeruch zu Grunde gegangen waren. Der Stadtkommandant General Drouot hätte an allen Schlägen (Eingängen) Kartätschengeschütze postiert, deren Zweck es war, die eigenen Leute am Verlassen der Gefechtslinie zu hindern. Vielleicht, daß diese Erzählungen die Schatten mehr betonen als nötig; wenn sie ein richtiges Bild böten, so müßte man den großen Schlachtenmeister, der mit einem derart brüchigen Schwert noch solche Streiche zu vollführen vermochte, nur noch mehr bewundern!

Auch bei den Österreichern hatten sich kurz vor den drei ominösen Marmeschüssen die Kolonnen zum Angriff formiert. Auf den Höhen von Räcknitz standen — in mehreren Bataillonsmassen formiert — die leichte Division Moritz Liechtenstein und die erste Linien-Division, beide unter dem Kommando des Feldmarschalleutnants Grafen Hieronymus Colloredo, eines ebenso tapferen und geschickten, wie beliebten Führers. Diese Kolonne hatte gegen die Seevorstadt vorzurücken und vor allem der Schanze V an den Leib zu gehen. Die Reserve-Division Bianchis befand sich im Abstiege von Coschütz auf Plauen und hätte — durch die beim Holzhof und im Feldschlößchens eingenistete Division Crenneville — über die Plauener Brücke auf Löbtau und die Schusterhäuser vorrücken und „so nahe als möglich an Dresden herandrängen“ sollen. Aber die französischen Truppenansammlungen in der Seevorstadt, die die Division im höchsten Maße gefährdeten, bewogen den General en chef, Bianchis Auftrag dahin abzuändern, daß seine Division nicht nur am linken Weißeritz-

ufer, sondern beiderseits der alten Weißeritz vorzugehen und womöglich die Schanze IV zu nehmen hätte. Die Grenadiere Chastelers und die schwere Kavallerie des Prinzen Hessen-Homburg waren als Reserve für die beiden Kolonnen Colloredo und Bianchi gedacht und marschierten zwischen Räcknitz und Coschütz auf. Die Kavallerie-Division Schneller, die ursprünglich Bianchi hätte folgen sollen, trat unter die Befehle des nunmehr am linken Flügel, jenseits der Weißeritz, kommandierenden Grafen Gyulai, langte jedoch erst gegen 6 Uhr staffelweise auf den Höhen von Naußlitz ein. Dieser linke Flügel war seit dem Vortage das besondere Sorgenkind des kommandierenden Fürsten. Besonders Klenaus Fernbleiben erschwerte die Situation in hohem Maße. Klenaus Korps hatte unter den Entbehrungen und Strapazen der Operationen am meisten gelitten, es war überdies, im Bestreben, es als Reserve hinter der Mitte zu verwenden, statt auf die Freiburger Straße durch den nur von einigen fast ungangbaren Wegen durchquerten Charandter Forst gewiesen worden. Klenau war zur Zeit, als sich auf den Höhen von Dresden die Kolonnen zum Angriffe bereitstellten, erst mit seiner Vorhut in den Wald eingedrungen, sein Gros befand sich noch um Freiberg und konnte nicht vor dem 27. früh bei Dresden eintreffen. Doch auch vom Korps Gyulai, das an Klenaus Stelle den linken Flügel bilden sollte, war nachmittags nur die Division Weißenwolff bei Naußlitz eingelangt; Alois (Louis) Liechtenstein aber meldete, daß er vor Mitternacht kaum sein Marschziel erreichen würde.

Die Gruppe Colloredo rückte beiderseits der Dippoldiswalder Straße in mehreren Kolonnen zu Tal, im ersten Treffen im Doublierschritt die Jäger des Fürsten Moriz Liechtenstein, die Bataillone 1, 2 und 7, und die Brigade Chiesa mit den Regimentern De Vaux (Nr. 25) und Froon (Nr. 54), im zweiten Treffen die Brigaden Andrassy und Abele. Die Einser- und Zweier-Jäger, vorzügliche Tirailleure, wußten — unterstützt von einer schweren und mehreren Brigade-Batterien, die selber bis auf die nächste Entfernung folgten — ohne besondere Verluste einen nahe vor der Schanze hinziehenden Graben zu erreichen. Als aber die ersten Sturmkolonnen sich

aus der Deckung erhoben und zum Angriffe schritten, da empfang sie der Gegner mit einem so verheerenden Feuer, daß die Abteilungen einen Augenblick später dezimiert zusammenbrachen. Ein ähnliches Schicksal erlitt die zweite Sturmkolonne. Und erst der dritten war es beschieden, ihr Ziel zu erringen. Gerade als sie in die wirksamste Kartätschdistanz kam, ging die Artilleriemunition der Besatzung zu Ende. Der Kommandant der Zweier-Jäger, Oberstleutnant v. Schneider-Arno, sprang mit einigen Jägern zunächst der Brustwehrspitze in den Graben, Oberst Lutz von den Einfeldern und Oberleutnant Feldegg von De Vaug-Infanterie folgten mit einer Schar Beherzter in den Flanken, die Pallisaden wurden abgerissen und im nächsten Augenblicke sah man schon, geschart um ihre Offiziere, die überall voran waren, die österreichischen Soldaten auf den Brustwehren. In der Schanze begann ein furchtbares Gemetzel. Man kämpfte Mann gegen Mann, es floß viel Blut. Nur einem Duzend der Franzosen gelang es, den Ausgang zu erreichen und in den hinter der Schanze liegenden Hospitalgarten zu gelangen. Alles andere fiel oder wurde gefangen. Die Siebener-Jäger und die anderen Truppen des ersten Treffens sahen die Erfolge ihrer Kameraden und warfen sich auf die Mauern und Pallisadierungen des Hospitalgartens, um durch sie in die Seedorstadt einzudringen. Ein Teil der feindlichen Artillerie mußte weichen, einiges Geschütz fiel in die Hände der Österreicher und es schien, als sollte ihnen auch hier aller Erfolg beschieden sein. An einer Stelle wurde von der Artillerie eine Bresche geschossen, an anderen Punkten kletterten einzelne Abteilungen die vier Meter hohe Mauer hinauf, in Ermangelung von Sturmgeräten von ihren Kameraden emporgehoben. Aber schon waren einige neue französische Reserven zur Hand, die sich den Österreichern entgegensetzten und ihnen den bereits errungenen Vorteil entzogen. Auf beiden Seiten wurde hartnäckig gerauft; man sah Beispielen seltenen Heldenmutes bei Offizier und Mann. So ließ es sich Leutnant Philippi von den Siebener-Jägern nicht nehmen, noch mit zerschmettertem Fuß unter den Kämpfern zu bleiben und sie anzufeuern. Und als seine Jäger im Begriffe waren, sich zurückzuziehen, da traf ihn ein dritter Schuß,

der seine Rinnlade durchbohrte. Unfähig zu reden, warf er seinen Hut unter die weichenden Leute, und ein Patrouilleführer raffte die Nächstbefindlichen zu einem neuen Sturme zusammen und rettete den tapferen Offizier, der später den Theresien-Orden erhielt. Aber der Ansturm der Österreicher brach sich, die Schanze blieb ihnen, die Umfassung der Seevorstadt jedoch mußten sie den Franzosen lassen.

Feldmarschalleutnant Freiherr v. Bianchi hatte das Schwergewicht seiner Vorrückung auf das rechte Weißeritzufer verlegt. Links ging, wie es scheint, überhaupt nur das Regiment Simbschen (Nr. 48) vor, das bei Plauen das Ufer wechselte. Das Gros der Division löste die arg hergenommenen Grenzer Crenneville's im Holzhof, im Feldschlößchen und in den umliegenden Gehöften ab, Hiller (Nr. 2) und Josef Colloredo (Nr. 57) drangen, in gleicher Weise, wie die Truppen Liechtensteins, von der Artillerie unterstützt, bis an die Schanze IV vor, deren Besatzung, junge Franzosen und Westfalen, durch das Gewehr- und Geschützfeuer des Feindes erschüttert, nach dem Falkenschlag entfloh. Die Flüchtlinge stießen auf Abteilungen des 2. Regiments Chasseur zu Fuß unter Kommando des Generals Groß. Dieser General, ein Auvergnier, brachte es in seinem Leben nie dazu, ein anständiges Französisch zu sprechen. Aber Napoleon sagte von ihm, er habe auf dem Schlachtfelde noch nie bemerkt, daß Groß im Französischen Fehler mache. Und der brave Soldat bewies es auch jetzt. Er warf sich sofort mit einigen Chasseur-Kompagnien den Österreichern entgegen und diese mußten sich, verfolgt von einem Hagel von Artilleriegeschossen, unter beträchtlichen Verlusten wieder auf das Feldschlößchen zurückziehen. Das Regiment Simbschen war unterdessen am linken Weißeritzufer vorgerückt und hatte, ohne besonderen Widerstand zu finden, die Gehöfte Klein-Hamburg und Alltona in Besitz genommen. Einigen Abteilungen des Regiments gelang es trotz des Kreuzfeuers der feindlichen Batterien die Weißeritz zu durchwaten und die Schanze V in beiden Flanken zu fassen. Da brachen einige feindliche Bataillone aus den benachbarten Schlägen hervor und warfen das Regiment wieder zurück. Da selbst Alltona fiel für eine kurze Weile wieder

in die Hände des Feindes, aber das 2. Bataillon Simbschen eroberte den Punkt zum zweitenmal.

Die Division Weizenwolff hatte den Befehl erhalten, den Angriff der Division Bianchi zu unterstützen, und kam, eine Brigade hinter der anderen, von der Naußlitzer Höhe herab; vorn im ersten Treffen, eine dünne Tirailleurskette vor der Front, die Regimenter Kaiser (Nr. 1) und Rottulinskij (Nr. 41), jenes unter dem Befehle des Obersten Fürsten Hohenlohe, eines der tapfersten und vornehmsten Offiziere der Armee. Kaiser-Infanterie besetzte das von Meskos Division eroberte Löbtau, Rottulinskij mit einer Brigade-Batterie die Höhe westlich von Löbtau. Feldmarschalleutnant Weizenwolff schickte sich an, die rückwärtigen Brigaden näher heranzuziehen und die Vorrückung fortzusetzen. Die Husaren-Brigade des Generalmajors Prinzen v. Hessen-Homburg traf als erster Staffel der Kavallerie-Division Schneller bei Naußlitz ein und wandte sich talwärts. Feldmarschalleutnant Mesko zog seine Abteilungen enger gegen den linken Flügel zusammen. Obwohl seine Truppen seit 24 Stunden nicht zur Ruhe gekommen und kaum einen Bissen Brot genossen hatten, arbeiteten sich einzelne Teile doch noch, angeeifert durch das Beispiel der Nachbarabteilungen, einige tausend Schritte über Cotta hinaus. „Die Lage Dresdens“, erzählt der sächsische Oberst v. Schimpf in seinem Buche über Napoleon in Sachsen, „war zwischen 5 und 6 Uhr, namentlich nach Wegnahme der Lunette III, am kritischsten. Ein Regen von Kugeln und Granaten strömte über die Stadt. In den Vorstädten wirbelten schwarze Rauchwolken empor, ein Zeichen, daß die Geschosse gezündet hatten. Bald waren die Straßen leer von Einwohnern, die erschrocken in die Häuser flohen. Das Zerplatzen der Granaten auf dem Steinpflaster, das Herabstürzen der Dachziegel und Fensterscheiben, das Krachen des Geschützes von den nahen Wällen, das Schlagen des Generalmarsches in allen Straßen, das Blasen der Jäger, das Marschschlagen der durchziehenden Kolonnen wirkte betäubend.“

Napoleon verweilte während dieser Krisenzeit, umgeben von einem Carree Grenadieren, an der steinernen Brücke.

Die Nachrichten, die aus der Front kamen, hatten bei ihm eine gewisse Unruhe hervorgerufen, die den Männern seiner Umgebung nicht verborgen blieb. Insbesondere die Erfolge der Kolonne Colloredo und Bianchi berührten ihn sichtlich unangenehm. Erst als er erfahren hatte, daß alle Truppen an ihren Plätzen eingetroffen seien, wichen die Zeichen der Unruhe von ihm und er ritt zur Pirnaischen Vorstadt hinaus, um Zeuge der bevorstehenden Waffenthaten seiner Truppen zu sein. Um etwa 6 Uhr brachen die französischen Bataillone aus allen Schlägen hervor, um den Feind von der Umfassung Dresdens abzu drängen. Die Erfolge Mortiers gegenüber den Russen und die der Franzosen im Großen Garten haben wir bereits gestreift. Zur selben Zeit stürzten auch zwei Divisionen junger Garde unter Neys Führung, verstärkt durch den größten Theil der alten Garde, aus allen Punkten der Seevorstadt auf die Österreicher. Ein Bataillon junger Garde drang auf die Schanze III ein, es gelang aber den Österreichern, noch rechtzeitig das Pallisadentor zu schließen. Fünfzig bereits eingedrungene Franzosen wurden aufgefordert, sich zu ergeben. Doch die Braven wehrten sich, angefeuert durch das Beispiel eines Tambourmajors, der mit dem Zeichen seiner Würde, dem großen Stab, auf den Feind einschlug, tapfer und hartnäckig. Es entstand ein Handgemenge, über dem die Kämpfer auf die Ereignisse auswärts vergaßen, — zum Schaden der österreichischen Jäger. Denn die anderen Teile der Kolonne Colloredo waren gezwungen worden, schrittweise gegen den Fuß der Höhen zu weichen. Die Franzosen rückten beiderseits der Schanze nach, die Österreicher, die noch drinnen waren, wurden zum Theil abgeschnitten und fielen, fast durchwegs schwer verwundet, in die Hände des Feindes. Der heldenmütige Oberstleutnant v. Schneider-Arno hatte den Kampf in der Schanze mit zerschossenem Oberschenkel, aus mehreren Wunden blutend, auf zwei Jäger gestützt, mitgemacht, und nicht aufgehört, seine Leute anzufeuern. Seinen Getreuen war es gelungen, sich mit ihm noch im letzten Augenblicke durchzuschlagen.

Auch die Division Bianchi, sehr bald verstärkt durch Chastellers Grenadiere, vermochte dem Angriffe Neys nicht über-

all standzuhalten. Durch die konzentrische Vorrückung der Oesterreicher auf die Schanzen III und IV hatte sich zwischen den Kolonnen Bianchis und Colloredo's ein Intervall gebildet, das der Feind zu einem Durchbruche benutzen wollte. Bianchi warf ihm hier zuerst das Regiment Hessen-Homburg (Nr. 19) entgegen und, als dieses sich zu schwach erwies und zum Theil sogar vom Feinde umringt wurde, noch die Brigade Quallenberg. Dieser gelang es wohl, Luft zu schaffen, doch war mit dem Vordringen Neys auch der Besitz des Feldschlößchens im höchsten Grade gefährdet. In Front und Flanke gefaßt, in Gegenwart des an der Seebvorstadt erschienenen Kaisers mit großem Ungestüm angegriffen, sahen sich die Oesterreicher nach wiederholten Gegenstürmen zu guter Letzt doch gezwungen, das Feldschlößchen zu räumen und sich nach den nächstgelegenen Gehöften zurückzuziehen. Die Franzosen drängten nicht weiter nach, sie begnügten sich mit dem Besitze des Feldschlößchens, das sie sofort, so gut als es ging, demolirten.

Es dunkelte bereits, als die Kolonnen Bianchi und Colloredo den Befehl erhielten, das unmittelbare Vorfeld von Dresden zu räumen und sich gegen die Höhen zurückzuziehen. Die letzten Stunden hatten beiden Theilen schwere Opfer gekostet. Speziell in der Gegend der beiden Schanzen lagen Freund und Feind dicht gedrängt nebeneinander, darunter eine Anzahl Offiziere aller Grade. Die Generale waren mit ihren Suiten stets im stärksten Kugelregen zu finden und scheuten sich nicht, am Handgemenge teilzunehmen. Feldmarschalleutnant Graf Colloredo rühmt, daß in seiner Suite kein einziger gewesen sei, dem während des Gefechtes nicht ein Pferd unter dem Leibe weggeschossen wurde. Er selber hatte in den wenigen Stunden deren drei verloren. Auch Feldmarschalleutnant Baron Bianchi verlor ein Pferd, der Infanterie-Brigadier Prinz Hessen-Homburg erhielt eine Kontusion, General Mariassy wurde schwer verwundet, Oberst Graf Gießen von Argenteau starb den Heldentod. Auch zweier Briten darf hier nicht vergessen werden, deren Spleen es war, stets den dichtesten Kugelregen aufzusuchen: des Generals Wilson und des Lords Stewart, die beide dem Haupt-

quartier angehörten. Als sich Fürst Moritz Liechtenstein mit seinen Tapferen zum Sturme auf die Lunette III rüstete, da sprengte General Wilson heran und rief in vollendeter Höflichkeit: „Sie gehen eben zum Sturm vor — erlauben Sie, daß ich und mein Adjutant sich anschließen!“ Er nahm tätigen Anteil an der Erstürmung des wichtigen Objektes, war an der Seite Schneiders einer der ersten im Graben und auf der Brustwehr und raufte sich wie ein Löwe. Bei Einbruch der Nacht verließ er die Division Liechtenstein mit den Worten: „Adieu, Kameraden, ich will den Fürsten Schwarzenberg aufsuchen, um ihm zu sagen, daß ich das Glück gehabt habe, mich unter so vielen Tapferen zu befinden!“ Noch schöner lautete das Zeugnis, das der zweite Engländer, Lord Stewart, den Österreichern ausstellte: „Der Fürst Liechtenstein nahm die trefflichsten Maßregeln vor. Es ist unmöglich, daß die Truppen mehr taten, als sie getan haben. Und nach meiner Überzeugung hätten sie sich des Platzes bemächtigt, wenn es überhaupt möglich gewesen wäre.“ Lord Stewart wurde bei Dresden schwer verwundet, kämpfte aber weiter, obwohl er sich kaum zu Pferd erhalten konnte.

Über die nach der Friedrichstadt disponierten französischen Truppen führte, wie wir wissen, Joachim Murat, König von Neapel, den Oberbefehl. Murat ließ seine Truppen in der Ebene vor dem Prießnitzer Schlag aufmarschieren; an den Flügeln, gegenüber den Orten Lößtau und Klein-Hamburg einerseits, gegenüber Cotta und den Schusterhäusern andererseits die Infanterie, im Zentrum gegenüber dem Intervall Lößtauer Hügel — Cotta die Kavallerie. Er selber erschien gegen 6 Uhr vor der Front der sächsischen Kavallerie, wie immer prächtig gekleidet, in einem violetten Dolman, mit Gold überladen, einen Dreispitz, der mit einer mächtigen Reiherfeder geschmückt war, auf dem schönen Kopf. Ein echter und rechter Gasconner, aber dabei der „bon sabreur“, der auf der Walstatt jene Sicherheit wiederfand, die ihm im verfloßenen Frühjahr auf dem glatten Parkett der hohen Politik verloren gegangen war.

Die Vorrückung der Franzosen erfolgte, unterstützt von zahlreichem Feld- und Positionsgeschütz, auf der ganzen Front

gleichzeitig und bot einen so überwältigenden Eindruck, daß die österreichischen Führer Gyulai und Weißenwolff den Entschluß faßten, dem Feind nicht in die Ebene entgegen zu rücken, sondern ihn in den günstigen Positionen, die man eben einnahm, zu empfangen. Schon in der nächsten halben Stunde entbrannte eine ganze Reihe blutiger Detailkämpfe. Das Regiment Simbschen in Altona und Klein-Hamburg kam natürlich vor allem zum Handkuß. Es hielt sich tapfer, hatte sehr große Verluste, mußte aber schließlich angesichts des Vordringens der Franzosen links und rechts auf Löbtau weichen. Bianchi ließ es spät abends nach den Höhen südlich von Plauen einrücken. Nicht weniger blutig wurde um Löbtau gerungen. Die Franzosen setzten alles daran, „le village“ ihrem Feldherrn zu erobern. Aber Kaiser- und Rottulinsky-Infanterie hielten sich tapfer und warfen den Feind immer wieder zurück. Feindliche Kürassiere, die es versuchten, von der Flanke aus in den Ort einzudringen, wurden mit blutigen Köpfen abgewiesen. Auch daß das Dorf in Brand geschossen wurde, hinderte die Österreicher nicht, drinnen zu bleiben. Oberst Fürst Hohenlohe verlor ein Pferd und erlitt, ebenso wie Graf Gyulai, eine schwere Kontusion; aber er blieb in der Front. Leider unterließ es Weißenwolff aus unerklärlichen Gründen, die beiden rückwärtigen Brigaden einzusetzen, die wohl unter dem feindlichen Geschützfeuer litten, von denen aber, wie es scheint, nur die Batterien herangezogen wurden. Feldmarschalleutnant Mezko nahm bei Annäherung des Feindes alle vorgeschobenen Truppen auf die Stellung von Cotta und die Schusterhäuser zurück, mußte aber auch sehr bald diese Örtlichkeiten räumen. Er raffte nun seine Abteilungen auf den Höhen westlich zusammen, besetzte mit Beaulieu-Infanterie einen Ravin und deckte seine Flügel durch Kavallerie. Vier bis fünf Eskadronen Husaren stellten sich unter dem Oberstleutnant Grafen Hoditz am linken Flügel bereit, eine oder zwei standen unter dem Obersten Mléssy von Palatinal-Husaren an dem durch das feindliche Kavalleriezentrum besonders gefährdeten innern Flügel.

Der feindliche Kavallerieführer hatte sehr bald die Schwäche der österreichischen Stellung erkannt und traf An-

stalten, Meskos Division beiderseits zu umgehen und dadurch von den übrigen österreichischen Kräften abzu drängen. Teile eines feindlichen Chasseur-Regiments stürzten sich, den andern voraus, auf den rechten Flügel Meskos. Oberst Mléssy wirft ihnen seine schwachen Abteilungen entgegen, drängt sie weit in die Ebene hinaus, wird aber dann durch andere Kavallerien und das Feuer der Geschütze zur Umkehr gezwungen und galoppiert gegen Gorbiz. Der Feind folgt, hat sich schon zwischen Mesko und Weißenwolff eingedrängt, als ihn plötzlich Generalmajor Prinz Hessen-Homburg mit seinen Husaren in der Flanke faßt. Mléssy macht kehrt, sein Trompeter muß sich zum Appellblasen eine Trompete erst aus den Reihen des Feindes erbeuten: eine prächtige Uttacke! Es gibt zahlreiche Gefangene — Polen, wie es heißt. Aber schon kommen neue feindliche Kavalleriemassen und auch Hessen-Homburg erhält Verstärkung durch die zweite Brigade der Reiter-Division Schneller. Die beiden Kavallerien attackieren, ziehen sich zurück, attackieren wieder. Latour-Maubourgs Reiterei bestand, im Gegensatz zum Gros der französischen Kavallerie, aus Elite-Regimentern; die beiden Kavallerien hielten sich gegenseitig die Wage und stritten bis in die Nacht hinein. Das Ergebnis war aber doch, daß die Österreicher kein Fußbreit des errungenen Bodens aufgeben mußten. Der linke Flügel Meskos war nicht weniger gefährdet und wäre von der feindlichen Kavallerie eingedrückt worden — wenn nicht das Regiment Beaulieu im letzten Augenblick aus dem bereits erwähnten Ravin einige wohlgezielte Salven abgegeben und damit die feindlichen Schwadronen zum Rückzug gezwungen hätte. Bald hernach räumte der Gegner auch — und zwar wie es scheint, freiwillig — Cotta wieder. Der Pulverrauch lag so dicht über dem Boden, daß man Freund und Feind kaum unterscheiden konnte.

Als sich am Abend der Kriegsrat wieder auf den Höhen von Räcknitz einfand, da konnte wohl für die meisten kein Zweifel mehr sein, daß der Rückzug unvermeidlich sei. Fast alle versammelten Generale und Heerführer fanden sich in dieser Anschauung einig. Tomini machte den Vorschlag, vorderhand die Armee bei Dippoldiswalde zusammen zu ziehen,

Schwarzenberg aber verlangte mit Rücksicht auf die ungünstige materielle Lage der Armeen den Abmarsch hinter das Erzgebirge. Der König von Preußen aber schlug an seinen Säbel und appellierte wieder an den „point d'honneur“. Und es kam neuerdings ein Kompromiß zustande. Man gelangte zum Entschluß, auf den Höhen von Dresden mit starkem Zentrum einen Angriff des Gegners abzuwarten. Der Inhalt der zu diesem Zwecke noch spät in der Nacht erlassenen Verfügungen war kurz folgender: 1. Das Zentrum und der preußisch-russische rechte Flügel stehen in der vor dem Angriff eingenommenen Linie auf den Höhen; 2. die Divisionen Weißenwolff, Schneller und Louis Liechtenstein, das sind mit Ausnahme von Meskos Division alle jene Truppen, die für den 26. auf die Höhen westlich der Weißeritz befohlen waren, sammeln sich hinter dem Zentrum in der Gegend von Gittersee; 3. das Korps Klenau löst die Truppen Gylais westlich der Weißeritz ab und trifft am 27. früh bei Löbtau ein. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese Verfügungen keineswegs sonderlich glücklich waren. Das Schwergewicht war, wenn man schon vor Dresden blieb und die Initiative dem Gegner überließ, auf den rechten Flügel zu verlegen, wo die kürzeste Verbindung nach Böhmen lag; auf den rechten Flügel und wenn man will, noch auf den linken, aber am wenigsten auf die ohnehin im Gelände vorzüglich postierte Mitte. Die Ereignisse des 27. August sollten den blutigen Beweis dafür liefern!

Mit dem Einbruch der Nacht verstummte das Gefecht an der ganzen Linie. Napoleon war bereits um 7 Uhr in das königliche Schloß zurückgekehrt und begann sofort die Befehle für den nächsten Tag zu diktieren. Nach 9 Uhr ertönte im Schloßhof stürmischer Jubel. Ein Bataillon junger Garde hatte 700 gefangene Österreicher samt einer Fahne und vier bespannten Geschützen eingebracht — hauptsächlich Jäger von der Schanze III und Abteilungen von Hessen-Homburg-Infanterie, die in der Nähe der Schanze IV dem Feinde in die Hände gefallen waren. Napoleon besichtigte die Gefangenen und teilte an die Eskorte einige Kreuze der Ehrenlegion aus. Die Stadt prangte die Nacht über in einem

Meer von Lichtern — nicht viel weniger schön, wie vor vierzehn Tagen, als man „Saint Napoléon“ feierte. Der Kaiser hatte den Befehl gegeben, in allen Häusern das Erdgeschoß zu beleuchten. Nur so war es möglich, in den engen Gassen Ordnung zu halten und die unausgesezt heranmarschierenden Verstärkungen — die Korps Victor (2) und Marmont (6) — ohne besondere Reibungen nach den Vorstädten zu dirigieren, wo in Gärten und auf Wiesen, brüderlich neben ihren Toten, die französischen Truppen schliefen. Die Siegesfreude mochte bei den Franzosen nur in geringem Maße aufkommen. Sie wurde durch Hunger und Ermattung eingedämmt. Mehr als einer starb an Entkräftung, ja sogar Selbstmorde aus Hunger werden verzeichnet. Eine Brotrinde war ein Vermögen.

Napoleon hatte sich entschlossen, den Gegner am nächsten Morgen doppelt zu umfassen und hiedurch von seinen beiden wichtigsten Straßen, der Freiburger und der Pirnaer Straße, abzudrängen. Er wies das 6. Korps nach der Pirnaer Vorstadt zu Mortier, das 2. nach der Friedrichstadt zu Murat. Von diesen beiden Punkten sollten am 27. früh, während das Zentrum festhielt, alle zur Hand befindlichen Truppen vordringen. Napoleon war in siegesfroher Stimmung. Am frühen Morgen, ehe er zu Pferd stieg, ließ er an den Marschall Kellermann nach Mainz schreiben: „Teilen Sie durch den Telegraphen der Kaiserin mit, daß ich gestern, am 26., einen großen Sieg über die österreichische, russische und preussische Armee, befehligt vom Kaiser von Österreich, vom Kaiser von Rußland und vom König von Preußen, erfochten habe. Es werden viele Gefangene, Fahnen und Kanonen überbracht.“

Auch hinter der Front der Verbündeten hörte man während der ganzen Nacht den dumpfen Lärm marschierender Kolonnen. Bei den Russen und Preußen traf ein großer Teil der Garden und Reserven ein und postierte sich südlich von Räckwitz. Bei den Österreichern langten gegen Mitternacht die Divisionen Louis Liechtenstein und Civalart an. Civalarts Truppen wurden sofort hinter der Mitte behalten, Liechtenstein aber marschierte auf den Höhen von Naußlitz hinter

der Division Weißenwolff auf. Die Reserve-Artillerie erreichte die Gegend südlich von Ratz. Vergebens harrte man der Kolonnenmagazine, die die längst entbehrte und dringend notwendige Verpflegung enthielten. Sie steckten noch in den Schluchten des Erzgebirges, auf morastigen Wegen verfahren, ohne vor und zurück zu können. Man sah sie erst zu einer Zeit wieder, in der man sie verwünschte: in der Nacht auf den 28. auf dem Rückzuge über Dippoldiswalde waren sie plötzlich da und versperrten den von allen Seiten herbeiströmenden Truppen den Weg.

Die großen Strapazen der vergangenen Tage, insbesondere der ewige Nahrungsmangel, blieben nicht ohne Folgen. Eine Reaktion trat bei den Truppen der Verbündeten ein, die sich noch bemerkbarer machte, als es um Mitternacht neuerdings in Strömen zu regnen anfang und alle Wachtfeuer verlöschten. Der Hunger, die Sehnsucht nach einem schützenden Dach und nach der langentbehrten Ruhe trieb die Leute mitunter zu Ausschreitungen, die mit den soldatischen Ansichten in krassem Widerspruche stehen. Die Sicherung wurde nur lau betrieben, man sah Feldwachen und Bedetten ihre Gewehre verlassen und nach den nächsten Gehöften eilen. Auch Plünderungen kamen vor, aber hauptsächlich in den Reihen der Russen — bei den Preußen fast gar nicht, bei den Österreichern nur selten. Ja es fanden sich noch viele Jahre später gerade in den von den Österreichern besetzt gewesenen Ortschaften zahlreiche Einwohner, die den besonderen Edelsinn der Offiziere und die Gutmütigkeit der Mannschaft priesen. Diese armen, ausgehungerten Soldaten vergaßen auch in ihrem Elend das Gebot der Menschlichkeit in der Regel nicht. Sie bettelten, nahmen, was man ihnen gab, aber halfen den Einwohnern manchmal noch, ihr Hab und Gut in Sicherheit zu bringen. Die österreichischen Offiziere gingen, nach dem Wortlaute der sächsischen Berichte, sogar so weit, ihre Abteilungen in der Gefechtsfront „seitwärts treten zu lassen, damit die Bauern ihr Vieh wegtreiben konnten“. Und am 27. nachmittags berauschte sich zu Dölzsch eine Brigade Victors an dem Weine, den die Österreicher während ihres zweitägigen Aufenthaltes den Bewohnern des Ortes bewahrt

hatten — in zu Unzeit gehaltener Manneszucht, wie Oberst Uster bemerkt.

Im Hauptquartiere Schwarzenbergs kam man die ganze Nacht über kaum zur Ruhe. Erst zwischen 10 und 11 Uhr wurde man mit der Verfassung und Ausgabe der Befehle fertig, bald hernach liefen verschiedene Meldungen der Unterführer ein. Und wenn die Notwendigkeit eines baldigen Rückzuges überhaupt noch anzuzweifeln gewesen wäre, so hätte die Nachricht, die um 2 Uhr früh der Oberst Hofmann aus dem Lager des Herzogs von Württemberg brachte, jeden Zweifel beseitigen müssen. Wir wissen, daß der russische Generalleutnant Herzog Eugen von Württemberg mit rund 20 Bataillonen, 30 Schwadronen und 50 Geschützen den Elbeübergang bei Königstein zu beobachten hatte, und erinnern uns auch, daß Napoleon den General Vandamme, Grafen v. Hüningen, über diesen Übergang dirigierte, damit er auf diese Art den Rücken der Verbündeten gewinne und sich in der Ebene von Teplitz den Marschallstab hole. Vandamme hatte bis 5 Uhr nachmittags mit dem Gros seiner Kräfte die Elbe überschritten und griff das südlich und südwestlich von Pirna stehende Korps des Herzogs von Württemberg rechts aufschwinkend an. Die Truppen Württembergs leisteten heldenmütigen Widerstand, sahen sich in der Nacht aber doch gezwungen, in nordwestlicher Richtung über die Chaussée Teplitz-Pirna zurückzugehen, um so wenigstens in einer Stellung unmittelbar südwestlich von Pirna den Rücken der bei Dresden fechtenden großen Armee zu decken. Eugen von Württemberg unterließ es natürlich nicht, das große Hauptquartier tagsüber im Laufenden zu erhalten. Aber Barclay, als Zwischeninstanz für alle russischen und preußischen Truppen, hielt entweder die Meldungen Württembergs für zu unwesentlich, um sie an Schwarzenberg weiterzuleiten, oder er fand es mit seiner Stellung als Kommandierender der beiden Kontingente nicht vereinbar, in solchen Angelegenheiten die Entscheidung des Oberkommandierenden anzurufen. Tatsächlich erhielt der Herzog von Württemberg tagsüber nur ein Gardékürassier-Regiment als Verstärkung, das ihm der eben vorbeimarschierende Großfürst Konstantin auf vieles Bitten über-

ließ. Und gegen Abend erschien zu allem Überfluß auch noch der russische General Graf Ostermann-Tolstoi, der auf Befehl Wittgensteins, Barclays oder des Zaren — niemand wollte später wissen, wer ihn eigentlich gesendet, — das Kommando über des Herzogs Truppen übernehmen sollte. Ostermann-Tolstoi war ein braver, tapferer Soldat, aber schwer gemütskrank und daher, wenn er auch einsichtsvoll auf die Ausübung der Befehlsgewalt verzichtete, mehr eine Verlegenheit als ein Nutzen.

Im Hauptquartier rief die Nachricht des Obersten Hofmann große Besorgnis hervor. Schwarzenberg gelangte mit Radeky und Wolfonsky, dem Generaladjutanten des Zaren, zur Ansicht, daß man alles tun müsse, die Situation des Herzogs von Württemberg zu sichern. Barclay erhielt den Auftrag, dem Prinzen sofort Verstärkung zu schicken, einen Auftrag, dem der General übrigens schon durch die spät genug erfolgte Entsendung der Garde-Division Rosen zuvorgekommen war. Dieser Kräftezuwachs hatte aber für den Herzog Eugen nur einen problematischen Wert; es war, wie schon Blücher klagt, Tradition in der russischen Armee, die Garde von jedem ernstern Engagement möglichst fernzuhalten und für bessere Zeiten zu schonen. Der Herzog von Württemberg, als Deutscher bei den nationalrussischen Offizieren ohnehin nicht sonderlich beliebt, konnte gegen diese Tradition nur auf die Gefahr hin handeln, beim Kaiser in Unnade zu fallen. Die Situation des Prinzen war nach wie vor im höchsten Grade bedenklich und Oberst Hofmann verließ das Hauptquartier nicht, ohne noch einmal zu fragen, ob der Kommandierende mehr Gewicht auf die Deckung der Flanke der Armee oder auf die Sicherung der Pirnaer Straße lege — zwei Forderungen, die sich in gewisser Hinsicht entgegenstanden. Radeky antwortete ihm: „Die Kommunikation nach Böhmen sei ihnen heilig.“

Nicht gar lange hernach mochte bei Schwarzenberg eine zweite Hiobsbotschaft eingelangt sein, die ihn nicht viel weniger beunruhigte, — eine Meldung von Klenau, des Inhaltes, daß dessen Korps unmöglich vor 9 Uhr früh bei Löbtau eintreffen könne und man bis dahin das linke Weißeritzufer

nicht ganz unbefetzt lassen möge; das Korps stecke noch tief im Wald und komme kaum vorwärts! Schwarzenberg hatte, wie wir wissen, in der Hoffnung auf das endliche Eintreffen Klenaus von seinem linken Flügel alle Truppen, mit Ausnahme Meskos, wegnehmen wollen. Wir werden sehen, daß es bei dieser Anordnung nun nicht mehr bleiben konnte.

Ein trüber Morgen folgte der bangen Nacht. Die Truppen waren schon im frühesten Morgengrauen, fröstelnd, hungernd und durch und durch naß, unter die Gewehre getreten. Es regnete in Strömen. Der Boden war aufgeweicht, die Geschütze sanken bis zu den Achsen in die Erde, die Pferde der beiden Reitereien, durch Hunger und Überanstrengung nicht weniger herabgekommen wie die Menschen, vermochten vielfach kaum im Schritt vorwärtszukommen. Die Patronen wurden so feucht, daß die Gewehre zumeist versagten. Die ganze Gegend war in dichten Nebel gehüllt, der nur ab und zu für kurze Augenblicke riß, von einem eisigen Wind auseinandergetrieben.

Der Kaiser der Franzosen war bereits seit 6 Uhr früh im Sattel. Eine große Ungeduld erfüllte ihn. Als er erfuhr, daß die Verbündeten noch immer mit ganzer Kraft auf den Höhen von Dresden stünden, da sagte er: „Ich glaube, sie haben eine Torheit begangen, hier auszuhalten. Der König von Neapel läßt mir auch sagen, daß er die Oesterreicher noch auf dem Halse habe. Denen wird es schlecht bekommen. Der König wird ihnen allen im Plauenschen Grund den Hals brechen.“ Napoleon hatte seine Armee etwas anders gruppiert, als ursprünglich geplant war, und angesichts der starken feindlichen Mitte seinen linken Flügel zu Gunsten des eigenen Zentrums geschwächt. Mortier an der Birnaischen Vorstadt verfügte am 27. früh nur über zwei Infanterie- und zwei Kavallerie-Divisionen der jungen Garde. Dagegen bestand die Mitte vor der Seevorstadt, von Marschall Ney befehligt, aus dem Korps S. Cyr und Marmont, aus zwei Divisionen junger Garde, aus der alten Garde und aus der Gardekavallerie-Division Walthers. Der linke Flügel endlich, der sich vor der Friedrichstadt unter Murats Kommando sammelte, setzte sich aus dem 2. Korps unter Victor, aus

8 Bataillonen der Division Teste des 14. Korps und aus dem Kavalleriekorps Latour-Maubourg zusammen. Im ganzen mochten die Kräfte des Kaisers — die überlieferten Zahlen gehen je nach der Tendenz der Historiker bedeutend auseinander — 130 bis 140.000 Mann und etwa 500 Geschütze betragen haben.

Ihnen gegenüber hatten die Verbündeten: beiderseits der Pirnaer Straße, in Blasewitz und bei Gruna nur eine russische Brigade, auf den Höhen südlich Leubnitz die Korps Wittgenstein und Kleist und das Gros der russisch-preussischen Garden und Reserven. Von der österreichischen Armee hätte sich alles, mit Ausnahme des Korps Klenau und der zu ihm gehörenden Division Mesko, auf den dominierenden Höhen von Räcknitz, Coschütz und Raitz sammeln sollen. Demnach hatte von den beiden, am linken Weißeritzufer befindlichen Divisionen Weißenwolff, Schneller und Alois Liechtenstein erstere bereits um 5 Uhr früh den Abmarsch auf das andere Ufer angetreten. Ihr sollten die Divisionen Liechtenstein und Schneller folgen mit der Kavallerie-Brigade Hessen-Homburg und der Infanterie-Brigade Mecsery als Nachhut. Schon hatte der größte Teil der Division Weißenwolff die Plauener Schlucht durchquert, als die noch am linken Ufer befindlichen Abteilungen der Brigade Esollich plötzlich angehalten wurden. Die Brigade Esollich erhielt den Befehl, inolge des Ausbleibens Klenaus, im Vereine mit den Divisionen Alois Liechtenstein und Mesko westlich der Weißeritz zu verbleiben und hier die Armeeflanke zu decken. Im Zentrum befanden sich demnach, mit einer starken Artillerie vor der Front, die Divisionen Colloredo, Moritz Liechtenstein, Civalart, Bianchi und Chasteler, das Gros der Kavalleriereserve und die Armeegeschützreserve. Bei Pirna kämpfte, von Vandamme arg bedrängt, das Korps des Herzogs Eugen von Württemberg, das durch die Verstärkungen auf etwa 35 Bataillone und einige Schwadronen angewachsen war. Dieses Detachement und das Korps Klenau abgezogen, mochte die Armee der Verbündeten am zweiten Schlachttage rund 160.000 Mann gezählt haben, war also gegenüber Napoleons Heer gar nicht so sehr in der Übermacht, wie dies manche Schriftsteller hinzustellen beliebten.

Um 7 Uhr früh begannen Mortier und Ney den Angriff. Mortier fand bei der schwachen russischen Brigade Roth nur geringen Widerstand und nahm sehr bald die beiden Orte Grüna und Seidnitz. Roth zog sich zuerst langsam beiderseits der Pirnaer Straße zurück, wurde aber dann, durch die Franzosen aufs heftigste gedrängt, von Wittgenstein in westlicher Richtung nach den Höhen von Leubnitz herangezogen. Die Verbündeten gaben im Bestreben, die Mitte möglichst stark zu halten, freiwillig die wichtige Straße Pirna—Teplicz auf. Mortier schwenkte sofort ein und hatte sehr bald die Front nach Südwest. Ney entriß mit seinen Divisionen junger Garde und mit dem Korps S. Chr den Preußen den Großen Garten und Strehlen. Er gruppierte seine Truppen eben südlich des Großen Gartens zum Angriff auf das von preussischen und russischen Kräften besetzte Leubnitz, als der Kaiser bei ihm erschien und sehr unwillig fragte, warum dieser Ort noch nicht genommen sei. Napoleon hatte sich bis etwa 10 Uhr in seinem Zelte nächst der Schanze IV aufgehalten und war dann über den Großen Garten hinaus auf Refognoszierung geritten. Leubnitz wurde von Neys Truppen unter seinen Augen angegriffen, dicht bei ihm schlugen mehrere Artilleriegeschosse ein. Aber der Verteidiger warf sich den Franzosen entgegen, diese wichen. Und auch ein zweiter und ein dritter Sturm hatte zum nicht geringen Verdrusse des Kaisers keinen Erfolg. Im Zentrum entwickelte sich bald nach 7 Uhr eine Kanonade, deren Donner bis in den Nachmittag hinein die beiden Armeefronten entlang rollte. Es ist klar, daß bei der tieferen Lage der französischen Stellung die Verluste der Franzosen größer waren als die der Verbündeten. Doch fehlte es auch bei diesen nicht an Toten und Verwundeten. Speziell auf die Höhe von Räcknitz schien es die französische Artillerie abgesehen zu haben. Hier fiel schon in den ersten Vormittagsstunden der tapfere österreichische General David v. Andrassy, dem eine französische Stükkugel die linke Seite wegriß und ein ebenso grauenhaftes wie schnelles Ende bereitete; sein Adjutant Oberleutnant Sauer trug die Leiche aus dem Feuer und begrub sie in der Nähe von Räcknitz.

Zwischen 10 und 11 Uhr hatten sich die Heerführer der

Verbündeten wieder auf der beherrschenden Höhe von Räcknitz eingefunden: Alexander, Friedrich Wilhelm, beide mit ihren Stäben; zeitweilig war auch Schwarzenberg mit den österreichischen Generalen anwesend. Über die Ereignisse am eigenen linken Flügel besaß man kein ausreichend klares Bild. Alles beschäftigte sich mit den Vorgängen beim preußisch-russischen Korps. Man bereute es, die Pirnaer Straße so schwach bedacht zu haben, und Somini schlug vor, das preußisch-russische Korps auf den Höhen von Leubnitz mit der Front parallel zur Pirnaer Straße und zur Elbe, also im Haken zurückgebogen, aufzustellen und von da auf Mortier herabzu stoßen. Kaiser Alexander und Schwarzenberg erklärten sich einverstanden; der Zar sandte Barclay die entsprechenden Befehle. Barclay aber erhob Einwendungen. Es schien ihm besonders gefährlich, mit seiner Artillerie von den Höhen herabzusteigen; der Boden wäre so schlecht, daß er zweifelte, seine Geschütze, im Falle der Flankenstoß mißlingen sollte, jemals wieder hinaufzubringen.

Die Vorstellungen Barclays mochten gerade zur Kenntniß der Heerführer gelangt sein, als Moreau den Zaren einlud, sich zur besseren Aussicht auf eine etwas vorn gelegene Höhe zu begeben. Moreau ritt voraus, wurde aber schon nach den ersten Schritten von einer Kanonenkugel getroffen, die ihm das linke Bein abschloß, sein Pferd durchdrang und auch noch das rechte Bein unter dem Knie zerlegte. Die Bestürzung unter den Generalen war groß, man vergaß über dem entsetzlichen Schicksal des zu Tode verwundeten Mannes einen Augenblick lang alles andere, sprang von den Pferden und beugte sich über den Ohnmächtigen. Moreau wurde zuerst nach einem nahen Gehöfte gebracht, wo ihm ein Wundarzt des Regiments Hiller den Notverband anlegte. Dann transportierte man ihn nach Nötnitz, wo sich bereits der Leibarzt des Zaren eingefunden hatte. Moreau benahm sich wie ein Held. Er rauchte, während ihm der Arzt das linke Bein abnahm, eine Zigarre und sagte, als der Doktor bei der Untersuchung des rechten erschrocken zurückfuhr, mit aller Ruhe: „Ich verstehe Sie -- also auch dieses. Machen Sie geschwind.“ Als zerschossener Krüppel, in einer aus einem

Wagenkasten hergestellten Sänfte, nur notdürftig gegen Kälte und Witterungsunbill geschützt, kehrte der Sieger von Hohenlinden über Dippoldiswalde nach Böhmen zurück. Am 30. in der Früh erreichte er Laun, wo er vorläufig bleiben sollte. Die ganze Gegend befand sich in größter Aufregung, von Tepliz her erschallte unausgesetzt der Donner der Kanonen. Am Ortseingange begegnete er dem Kaiser Franz, der gerade im Begriffe war, nach dem Schlachtfelde von Kulm zu fahren und in tiefer Bewegung dem Schwerverwundeten die Hand drückte. Am Abende dieses Tages erhielt Moreau noch Kunde von den Siegen bei Großbeeren, an der Raxbach und bei Kulm; und der gefangene Vandamme wurde an seinem Fenster vorübergeführt. Drei Tage später, am 2. September, starb er. Sein letzter Ratschlag für den Zaren soll gelautet haben: „Sire, greifen Sie Napoleon immer dort an, wo er sich nicht befindet.“ Der Sieger von Hohenlinden wurde sechs Wochen später unter denselben Ehren, wie sie dem Feldmarschall Kutusow zu Theil geworden waren, in Petersburg beigesetzt.

Die Bewegung, die die Verwundung Moreaus im Hauptquartiere der Verbündeten hervorrief, war auch dem Feinde nicht verborgen geblieben. Napoleon konnte sie von der Seedorstadt aus beobachten und bald verbreitete sich das Gerücht, der Zar Alexander sei schwer verwundet oder sogar gefallen. Am andern Tag erst erfuhr man, wer der Verunglückte gewesen. Und ein Zufall wollte es, daß man Berthier einen Hund einbrachte, auf dessen Halsband eingraviert war: „Ich gehöre Moreau!“ Der Tod Moreaus wurde von den Franzosen nicht ohne eine gewisse Befriedigung vernommen. Für sie war der Gestorbene doch nur ein Landesverräter.

Nach der Verwundung Moreaus wurde der Plan Sominis, durch einen Flankenstoß mit dem preußisch-russischen Korps die Pirnaer Straße zurückzugewinnen, nicht mehr berührt. Man hatte sich von der großen Bestürzung noch nicht erholt, als mehrere neue Unglücksbotschaften eintrafen. Die erste Botschaft dieser Art kam von Klenau. Die Truppen Klenaus waren am Abend, gedeckt durch das nach Charandt vorgeschobene Regiment S. Julien, in den Wald eingerückt und in stockfinsterner Nacht auf dem lehmigen, schlüpfrigen Weg

unter den größten Schwierigkeiten vorgezogen. Als Klenau um Mitternacht den Befehl erhielt, am 27. um 4 Uhr früh auf den Höhen von Dresden einzutreffen, mußte er melden, daß dies unmöglich sei. Doch wurde sofort das bereits vorgeschobene Regiment S. Julien auf Dresden in Marsch gesetzt und an seiner Statt das Regiment Wacquant zur direkten Sicherung vorgeschoben. Die Kolonne schleppte sich unterdessen schlecht und recht weiter. Bald riß zwischen einzelnen Abteilungen die Verbindung, andere verloren den richtigen Weg, ganze Bataillone verliefen sich im Dickicht und konnten erst durch Signale wieder zusammengebracht werden. Klenau übertrieb nicht, wenn er daher am 27. früh meldete, daß er froh sein müsse, wenn sein Korps um 10 Uhr vormittag bei Tharandt beisammen sei, und daß er dem Regiment S. Julien vorderhand nur noch Wacquant-Infanterie folgen lassen könne. Die zweite Hiobskunde wurde von Eugen von Württemberg eingebracht. Sie besagte, daß dessen Korps im Süden von Vandamme überflügelt und daher von der Pirnaer Straße abgeschnitten sei. Und die dritte Nachricht mußte besonders die Österreicher außerordentlich schwer treffen, denn sie besagte nichts Geringeres, als daß es dem Feinde gelungen war, den österreichischen linken Flügel zu vernichten!

Wir haben zuletzt gesehen, wie Esollich und Alois Liechtenstein entgegen der ursprünglichen Disposition am linken Weißeritzufer belassen wurden. Der österreichische linke Flügel befand sich bald darauf in folgender Situation: Brigade Esollich bei Dölktschen und Roßthal, Division Liechtenstein mit einer Brigade im Raume Naußlitz—Wölsnitz, mit einer Brigade im zweiten Treffen bei Alt-Franken—Pesterwitz, die dritte (Mumb) zur ausschließlichen Verfügung Mesko bei Gompitz; die Division des Feldmarschalleutnants Mesko, der, angesichts des übermächtigen, vor der Friedrichstadt aufmarschierten Feindes, die Meißner Straße geräumt hatte, auf der Höhe von Leutewitz, links durch Kavallerie gedeckt; das Regiment S. Julien endlich bei Gorbitz. Gegen 7 Uhr formierte sich der Gegner, 44 Bataillone, 68 Schwadronen, über 100 Geschütze stark, zum Angriffe: das Korps Victor unmittelbar südlich von Löbtau, im zweiten Treffen die

Kavallerie-Division Bajol; dann unter dem unmittelbaren Befehle Murats die Division Teste nördlich von Löbtau und weiter rechts davon die Divisionen Latour = Maubourg's. Murat war seit frühem Morgen mit Erkundungen beschäftigt. Bald dort, bald da sah man an der Spitze einer sächsischen Eskadron den Dreispiz mit der riesigen Reiherfeder austauschen. König Joachim Napoleon machte sich einen Spaß daraus, mit einem Rohrstäbchen in der Hand recht nahe der feindlichen Front herumzutänzeln, und gab sich den Anschein, als würden für ihn Kugel und Blei überhaupt nicht existieren. Die beiden Artillerien waren vor den Infanterielinien aufgefahren und begannen zu feuern. Die österreichische wirkte so vorzüglich, daß der Feind erst gegen 10 Uhr aus seinen verdeckten Stellungen hervortrat. Victor ging südlich der Straße vor, vier Kolonnen lösten sich aus der dichten Masse los.

Oben auf den Höhen von Dölschen und Naußlitz standen die Österreicher, das Gewehr im Arm abwehrbereit: die Regimenter Kaiser, Kottulinsky, Rauniz (Nr. 20) und Wenzel Colloredo (Nr. 56) im ersten Treffen. Die Ortschaften waren dicht besetzt, hinter allen Mauern und Fenstern lugten Gewehrläufe hervor. Vor der Front, zwischen den Dörfern, war die Artillerie aufgefahren, rückwärts standen in Divisionsfronten und Divisionsmassen die Gros, kommandiert von ihren Stabs-offizieren, die hoch zu Roß den feindlichen Angriff erwarteten — mit Weißenwolff an der Spitze und jenem Lichtenstein, der in späteren Jahren, entgegen allen Ordenssanktionen, das Goldene Vlies stehend aus den Händen des Kaisers empfing, weil er seiner zahlreichen Verwundungen wegen das Knie nicht beugen konnte! Heute war es mehr denn je notwendig, daß die Offiziere gutes Beispiel gaben. Wo sollten sonst die armen Teufel in ihrer physischen und moralischen Verfassung die nötige Haltung hernehmen? Immer näher kamen die feindlichen Kolonnen. Schon erschallte Gewehrfeuer, wenig regelmäßig freilich, denn nur jeder vierte Schuß ging los wegen des Regens. Bald hernach kamen die Tirailleure zurück und hinter ihnen sah man, keine hundert Schritt entfernt, halb im Nebel verhüllt, die feindlichen Sturmkolonnen! Im nächsten Augenblick Waffengerassel, Sturm-

schritt, Trommelwirbel, klingendes Spiel, hochgeschwungene Säbel, fliegende Fahnen — ohne viel Feuer, nur mit dem Bajonett, unter tosendem Hurra und Elan geht's den französischen Kolonnen entgegen: die Schlacht der vergangenen Jahrhunderte mit all ihrer Poesie, ihrer Grausamkeit, ihrem Stolz und ihrer selbstbewußten, ehrlichen Kraft!

Die Divisionen Victor's richteten ihr Streben vor allem darauf, die feindliche Front zu durchbrechen. Die Ortschaften waren, dank ihrer natürlichen Verteidigungsfähigkeit und der zähen Ausdauer ihrer Besatzungen, nur schwer zu nehmen. Die Franzosen wählten daher mehr die Intervalle zum Ziel ihrer Angriffe und es gelang ihnen, sowohl zwischen Dölschen und Roßthal als auch zwischen Naußlitz und Wölsnitz durchzudringen. In beiden Fällen hatte der Feind nichts Eiligeres zu tun als sofort nach den nächsten Dörfern auszuschnellen und diese in Flanken und Rücken zu nehmen. Wohl versuchten noch außerhalb befindliche österreichische Abteilungen, ihren bedrängten Kameraden zu Hilfe zu eilen, aber sie erreichten ihren Zweck nicht mehr. In engen Ortsgassen zusammengepreßt, zwischen brennenden Häusern von allen Seiten eingeschlossen, gab es dann für die Verteidiger, die zu wenig auf den Rückzug bedacht gewesen waren, nach heldenmütigem Widerstand mit dem Bajonett keinen andern Ausweg als sich dem Feind auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Auf diese Art waren die Franzosen um die Mittagstunde herum Herren der Dörfer Naußlitz, Roßthal, Neu-Nimptsch und Wölsnitz. Nur Gorbitz und Dölschen befanden sich noch im Besitz der Kaiserlichen, deren Gros sich auf den Höhen südwestlich dieser Orte — Brigade Esollich mit dem Rücken gegen die Schlucht — sammelten. Damals, wenn nicht später, mochte bei Altfranken das Regiment Vacquant des Korps Klenau, das zweite Regiment, das von diesem vorausgeschickt worden war, eingelangt sein.

Die Division Mesko war bis dahin weniger bedrängt gewesen. Sie hatte sich, während Victor gegen Liechtenstein vorrückte, langsam auf die Höhe zwischen Gorbitz und Burgstädtel zurückgezogen und die Brigade Mumb näher herangezogen. Die feindliche Frontgruppe, an die dreißig Schwa-

dronen stark, mit viel Geschütz aber wenig Infanterie, folgte langsam nach; die Reiterei kam im weichen Boden vielfach nur im Schritt vorwärts, zahlreiche Pferde stürzten. Auch die Artillerie Meskos fügte dem Feinde namhafte Verluste zu. Nach einiger Zeit erschien ein sächsisches Kürassier-Regiment in der linken Flanke der Division Mesko, vorn wieder die Reiterfeder Murats. Unsere schwachen Schwadronen, etwas über 200 Reiter, wurden gegen Gompitz abgedrängt. Meskos Truppen standen unter dem Eindruck einer unausgesetzten Spannung. Man hatte die großen Scharen unten vor der Friedrichstadt gesehen, hatte bemerkt, wie sich mehrere Hunderte von Reitern nach rechts, gegen die Schusterhäuser, verschoben und wie diese Scharen plötzlich bei Prießnitz verschwanden; sah das Auftauchen sächsischer Kürassiere, das atemlose Meldeln der eigenen Husaren, die aus den Radeln und Schluchten der linken Flanke herbeikamen, und man überblickte den Ortskampf bei Roßthal. Wie lang mochte es dauern, und die Gruppe Meskos war — wenn sie stehen blieb — in der Front übermächtig angegriffen, in den beiden Flanken aber umgangen! Um die Mittagstunde sandte Mesko, von höchster Unruhe erfüllt, einen Generalstabsoffizier zu Liechtenstein; die Division werde sich sehr bald gezwungen sehen, vor dem Angriff eines überlegenen Feindes zu weichen. Der Generalstabler erfüllte seinen Auftrag. Als er zur Division zurückkehrte und südlich an Gorbitz vorüber ritt, da kamen ihm in dichten Scharen die zurückgegangenen Bataillone des Regiments Wenzel Colloredo entgegen. Das brave Regiment unter Führung des wackeren Obersten Laiml hatte sich in Gorbitz tapfer gehalten, wurde aber schließlich doch, als der Feind in beide Flanken drang und das Herrenhaus in Brand schoß, zum Rückzug gezwungen. Oberst Laiml traf eben Anstalten, sein Regiment auf einer Höhe südlich Gorbitz zu sammeln, als plötzlich aus verschiedenen Ravins und Niederungen Massen feindlicher Reiterei und Infanterie hervorbrachen und es umringten. Wenzel Colloredo-Infanterie und wohl auch Teile von S. Julien formierten vier Karrees und wehrten sich mit den Bajonetten. Ein Offizier nach dem andern fiel, nur wenige blieben unverwundet in den Knäueln, in die der Feind

blind einschlug. Aber es gab kein Entrinnen, die Reste der Bataillone mußten kapitulieren. Mit dem Falle von Gorbitz war das Geschick des österreichischen linken Flügels besiegelt. Die Franzosen hatten sich zwischen Liechtenstein einerseits, zwischen Meszko und Mumb andererseits eingedrängt, Meszkos Truppen waren vom Gros vollständig abgeschnitten!

Die Division Meszko hatte zu dieser Zeit wohl, nachdem sie sich noch durch einen Bajonettstoß gegen die feindliche Frontgruppe Luft gemacht, unter dem Schutze ihrer Kavallerie und Artillerie den Rückzug angetreten. Die Bataillone, in Massen formiert, stets abwehrbereit nach allen Seiten, bewegten sich nur sehr schwerfällig; doch auch die Franzosen in der Front folgten nur langsam. Aber in der linken Flanke sah man unausgesetzt französische Reiter auftauchen und wieder verschwinden. Der Feind verfolgte die abgekehrten österreichischen Bataillone wie ein Raubtier seine Beute —, eine Beute, der er sicher war *). Die Division mochte bereits über Pennerich hinausgekommen sein und mancher hatte vielleicht schon ein wenig neue Hoffnung aufkeimen lassen, als eine ganz unerwartete Wendung eintrat. Es erschien Oberst Graf Latour des Generalstabes, der Stabschef des Grafen Ignaz Gyulai, und brachte die Nachricht, daß die Division Liechtenstein sich auf dem Rückzuge nach Pötschappel und nach dem Plauenschen Grunde befinde, aber Klenaus Seten bereits bei Pötschappel eingelangt seien; die Division Meszko dürfe, wenn ihr am Schicksal des ganzen linken Flügels etwas liege, keinen Schritt mehr weichen, sondern müsse im Gegenteil wieder die Höhen von Pennerich gewinnen! Latour — es war derselbe Offizier, der 1848 als Kriegsminister ein so schreckliches Ende fand — hatte nicht zu Meszko durchdringen können, ein Ingenieurleutnant überbrachte diesem den Auftrag. Meszko erschrak. Kommandeur des Theresien-Ordens, hatte er mehr als einmal in seiner Soldatenlaufbahn bewiesen, daß er eine kühne Tat nicht scheute; aber dieses Verlangen war gleichbedeutend mit dem Untergang seiner Truppen! Wieder vor-

*) Der Autor folgt bei der Schilderung diese Ereignisse seiner im Februar 1911 im *Streffleurs Militärischer Zeitschrift* erschienenen Studie: „Die Division Meszko bei Dresden 1813“.

wärts, wo der Feind an allen Seiten lauerte, vorwärts in tausend und aber tausend feindliche Säbel, Lanzen und Bajonette — mit diesen halbverhungerten, ermatteten Leuten... das war nicht denkbar. Rings um Mesko erhoben Warner ihre Stimmen, berufene und unberufene, alle einig, daß man mit der Befolgung des erhaltenen Befehls in sein Verderben renne. Und der Divisionär mußte ihnen recht geben. Doch weiß Gott — nach einem kurzen Kampf mit sich selbst entschloß sich Mesko trotzdem, wieder gegen den Feind zu marschieren. Und nun konnte ihn niemand mehr abbringen. Der Husarenoberst wagte noch eine letzte Vorstellung, zeigte auf den Gegner, der von allen Seiten drohte, wies auf die eigenen Truppen. Aber der General schüttelte den Kopf und hatte nur eine Antwort: „Vorwärts!“

Die Kavallerie mit einer leichten Batterie rückte als Avantgarde voraus. Feldmarschalleutnant Mesko jagte, nur von zwei Ordonnanzen begleitet, auf eine Höhe hinauf. Man sah ihn oben halten, dann verschwinden. Schon wenige Augenblicke später kehrten die Ordonnanzen allein zurück und brachten die Kunde, daß der Feldmarschalleutnant in Gefangenschaft geraten sei. Er hätte eine Schar feindlicher Reiter für österreichische Chevaulegers angesehen und wäre ihnen direkt in die Arme geritten. Der französische Wachtmeister Brouvères hatte sich des Generals bemächtigt, ein Versuch des Oberstleutnants Grafen Hoditz, ihn mit ein paar Zügen herauszuhauen, endete damit, daß dieser selbst schwer verwundet in die Hände des Gegners fiel. Unterdessen bewegte sich die ihres Kommandanten beraubte Division dem Feinde entgegen; dichte, regellose Massen, die sich preßten, drängten, stießen, Infanterie, Kavallerie und Geschütz, Wagen und leere Pferde zusammengeballt, unentwirrbare Knäuel. Manch einer stürzte und wurde von den eigenen Leuten totgetreten. Und dabei wußte niemand, wohin es ging — „Vorwärts!“ war die einzige Losung. Bald stießen die eigenen Reiter und die Tirailleurs mit der feindlichen Kavallerie zusammen. Die Husaren ritten mit Aufbietung der letzten Kraft eine neue Attacke, die Gewehre der Infanterie versagten. Der Feind überritt die Avantgarde und stürzte sich auf die Massen, die sich mit dem

Bajonetten zur Wehr setzten. Wie eiserne Ringe schlossen sich die Kürassier- und Dragoner-Schwadronen um die Knäuel der Infanterie Meskos. Ein Teil der feindlichen Reiter schoß seine Pistolen, die unter dem Mantel geladen wurden, in die Massen hinein, ein anderer Teil säbelte drauf los. Manchmal wich auch dort und da ein Trupp der feindlichen Reiterei, um sich zu sammeln und erneuert vorzubrechen. Und dann löste sich wohl auch unter Führung eines tollkühnen Offiziers eine Schar Österreicher aus dem Klumpen und stürzte sich mit dem Mute der Verzweiflung auf den Feind. Nur wenige von diesen Wackeren kamen mit dem Leben davon, viele wurden — tot oder verwundet — von den Hufen der Pferde zer=malmt. Ein Bataillon Lusignan ergab sich, auch Kavalleriegeschütz fiel trotz der Anstrengungen der Husaren, es zu retten, in die Hände des Gegners. Alle andern Truppen aber, sowohl die nördlich der Straße kämpfenden Regimenter Lusignan, Beaulieu, Rainer und S. Julien, wie auch das südlich der Straße fechtende Regiment Macquant unter der Führung des tapferen Obersten v. Uermenni wiesen das Ansinnen einer Waffenstreckung mit Stolz von sich. Es gelang ihnen schließlich auch, sich halb und halb aus der eisernen Klammer zu befreien. Unausgeseht kämpfend wichen sie gegen Kesselsdorf zurück. Schon hatte es den Anschein, als erlahmte auch der Feind ein wenig! Da erzitterte die Erde; ein dumpfes, donnerartiges Rollen; ein Geklirr von tausend Säbeln; ein gellendes, jauchzendes „Vive l'empereur!“ Murat erscheint mit fünf Chasseur-Regimentern von Schonengrund her in der nördlichen Flanke; von allen Seiten stürmt neuerdings der Feind herbei; wieder ein mörderischer Kampf — nein, ein Gemetzel! An einer oder der anderen Stelle reißt sich wohl noch eine Schar Österreicher aus dem entsetzlichen Wirrwarr los; dort bei Rainer-Infanterie Oberst Graf Leiningen mit dem Banner des Regiments, da bei S. Julien Major Longueville mit der Fahne seines Bataillons und vielleicht 400 Mann; sie retten sich, alle gegen den Plauenschen Grund hinab und finden Anschluß an Alois Liechtenstein oder Esolllich. Aber der größte Teil der Regimenter ist verloren. Ein Offizier nach dem andern fällt. Die Zahl derer, die unverwundet sind,

ist verschwindend. Langsam erlahmt alle Kraft. Die Kommandanten haben Mitleid mit ihren Leuten — es gibt keinen Ausweg, ein weiterer Widerstand ist zwecklos. Die Offiziere rufen Bardou, der Feind senkt die Klängen. Ein sächsischer Oberst kommt zu Uermenyi und reicht ihm die Hand: „Kameraden, ihr habt wie die Löwen gekämpft, ich bedauere euer Schicksal!“ Zehn Kompagnien Rainer, zwei Bataillone Lufignan, drei Bataillone Beaulieu, zehn Kompagnien S. Julien und zwei Bataillone Wacquant — alles dezimierte Abteilungen — fallen mit mehreren Fahnen, mit einigem Geschütz und dem Brigadier General Szecsen in die Hände des Feindes. Ein Teil der Artillerie war beim zweiten Rückzuge vorausgeschickt worden, fehlte daher wohl beim Kampf, entging aber dem Schicksal der Infanterie. Auch Oberst v. Alessy rettete sich mit den Resten seines Regiments über den Tharandter Wald hinaus, wo er die Brigade Baumgarten traf, die sich von Meißen hieher zurückgezogen hatte.

Das Unglück Meskos hatte speziell bei Schwarzenberg und seinen Gehilfen die Überzeugung befestigt, daß nur ein in den nächsten Stunden erfolgreicher Rückzug die Armee der Verbündeten vor einer Katastrophe retten könne. Der König von Preußen verharrte auf seinem bisherigen Standpunkte und wies darauf hin, daß ein großer Teil des Heeres ja noch gar nicht im Feuer gestanden sei. Kaiser Alexander, der doch vor 48 Stunden gegen jeden Angriff war, neigte sonderbarerweise nun auch zur Anschauung des Preußenkönigs, während Tomini nach wie vor auf der Vereinigung aller Kräfte bei Dippoldiswalde bestand. Ob es diesen Männern schließlich nicht doch erwünscht war, daß Schwarzenberg unter Hinweis auf den materiellen und wohl auch den moralischen Zustand der Armeen auf dem Rückzuge nach Böhmen bestand, bleibe dahingestellt. Tatsächlich erschienen sehr bald Kadežky und Toll mit einer fertigen Rückzugsdisposition, die von den Heerführern angenommen wurde. Die Armeen sollten in drei Kolonnen die Pässe des Erzgebirges gewinnen: die russisch-preussischen Truppen unter Barclay auf der Straße über Peterswalde und Tollendorf, die freilich von Vandamme verstellt wurde, von der dort dirigierten Kolonne aber eben frei-

zumachen war; die am linken Weißeritzufer befindlichen österreichischen Truppen (Moriz Liechtenstein, Colloredo, Bianchi, Chasteler, Cidalart und Crenneville samt der Kavallerie und der Geschützreserve) über Dippoldiswalde und Eichwald nach Teplitz, und endlich das Korps Klenau und die Divisionen Alois Liechtenstein, Weißenwolff und Schneller durch den Tharandter Wald zunächst nach Freiberg. Wann die ersten Truppen ihren Rückmarsch angetreten, läßt sich nicht mit Sicherheit festsetzen. In den Abendstunden bewegten sich bereits lange Kolonnen über Dippoldiswalde hinaus und die ganze Nacht über herrschte auf den Straßen unausgesetzte Bewegung. Am 28. in der Früh befanden sich bloß mehr das Korps Wittgenstein und die österreichische leichte Division Moriz Liechtenstein auf den Höhen von Dresden. Alles andere flutete gegen das Gebirge zurück.

Napoleon war in den ersten Nachmittagsstunden wieder zur Lunette IV zurückgekehrt und erhielt hier die Meldung von Vandammes Vordringen und von der Katastrophe des österreichischen linken Flügels. Hochbefriedigt von den Ergebnissen des Tages zog er vor 6 Uhr abends „in seinem gewöhnlichen Fleischertrabe“ ins Schloß ein. Der berühmte graue Rock hatte keinen trockenen Faden, die Krempe des Hutes hing über den Nacken herab. Seine Soldaten jubelten ihm entgegen. Der Kaiser glaubte zwar nicht, daß die Verbündeten schon jetzt den Rückzug antreten würden, und rechnete mit einer gewissen Bestimmtheit für den 28. auf eine neue Schlacht. Aber das Spiel schien ihm doch gewonnen zu sein! Bald nach seiner Ankunft trafen die Gefangenen des österreichischen linken Flügels ein: einige Tausend Mann mit Fahnen und Geschützen. Veteranen der alten Garde begleiteten mit viel Zeremoniell die Unglücklichen — abgehärmte, vor Hunger und Kälte zitternde Leute in zerfetzten Uniformen, barfuß, mit klaffenden Wunden, die Hände nach Brot ringend! Wer hätte auch von diesen armen Menschen verlangen können, noch jetzt, nachdem sie der Feind überwältigt, ihre Haltung zu bewahren und Helden zu bleiben. In der Schlacht waren sie es ohnehin bewunderungswürdig lang genug. Die Fahnen, von Soldaten der alten Garde getragen, wurden in der Vor-

halle des prinzlichen Palais deponiert. Die Gefangenen brachte man in den verschiedenen Kirchen, auf der Brühl'schen Terrasse, im Zwinger und an andern Orten unter. Viele von ihnen starben noch am Abend an ihren Wunden oder an Entkräftigung.

Murat tat sich auf seinen Sieg bei Gorbitz viel zugute. Er meldete dem Kaiser: „Sire, die Affäre von heute ist die größte Ehre von Eurer Majestät Kavallerie. Alle Karrees sind gesprengt worden, unsere Kavallerie hat mit den Säbeln bis ins dritte Glied des Feindes hineingehauen. Sie hat 15.000 Gefangene gemacht mit Fahnen und Geschützen, einem Generalleutnant und einer großen Anzahl von Offizieren aller Grade. Und ich kann Eure Majestät versichern, daß der Feind 7000 bis 8000 Mann auf dem Felde der Ehre gelassen hat.“ Der Gasconner hatte mit dieser Meldung natürlich übertrieben. Die offizielle Verlustliste der österreichischen Armee weist aus: 32 Offiziere und 1132 Mann gefallen, 142 Offiziere und 5263 Mann verwundet, 74 Offiziere und 3705 Mann gefangen und 4 Offiziere und 5938 Mann Vermißte: ergibt eine Summe von 252 Offizieren und 16.038 Mann. Der Verlust der Verbündeten mochte sich auf nicht ganz die Hälfte belaufen haben, so daß die Armee in allem durch die Schlacht von Dresden etwa 20.000 bis 25.000 Mann eingebüßt hat, wozu dann noch mindestens 5000 Mann Abgänge während des Rückzuges kamen. Über die französischen Verluste ist man vollkommen im unklaren. Bleibtreu berechnet sie mit 9000 Mann, was wohl nicht zu hoch gegriffen ist.

Feldmarschalleutnant Mesko wurde noch am Abend dem Kaiser vorgeführt. Er war mehrfach verwundet und bat, gegen Ehrenwort entlassen zu werden. Aber Napoleon antwortete, nach der Erzählung des sächsischen Kriegsministers, mit einem sarkastischen Lächeln: „Ich kann doch einen österreichischen General nicht der Gelegenheit berauben, in der Hauptstadt Frankreichs der Tochter seines Souveräns die Hand zu küssen.“ Freiherr v. Mesko kehrte erst nach dem Pariser Frieden in sein Vaterland zurück und wurde sang- und klanglos in den Ruhestand überfetzt. Er starb schon am 29. August 1815, knapp zwei Jahre nach jener Unglücksstunde, die ihm seinen soldatischen Namen verdarb. —

Napoleon schrieb noch am 27. abends an Cambacères: „Mein Vetter, ich bin derart ermüdet und derart beschäftigt, daß ich Ihnen nicht ausführlich schreiben kann; der Herzog von Bassano übernimmt es. Die Angelegenheiten stehen hier sehr gut.“ Der Kaiser war vergnügt, sprach über die Ereignisse und bedauerte den Kaiser Franz, daß er gleich das erstemal so empfindliche Verluste erlitten habe. Er sagte: „Heute rettete das schlimme Wetter den Feind vor vollständiger Vernichtung. Ich würde die Höhen gestürmt haben, was ich des Regens wegen nicht konnte. Ich denke eher in Böhmen zu sein, als mein Gegner, und zugleich mit meinen Herren Kollegen in Prag. Ich bin sehr erfreut über die Resultate dieser Tage.“ Dann aber setzte er besorgt hinzu: „Doch geht es, leider, wo ich nicht bin, schlecht. Was gegen Berlin steht, ist geschlagen und ich fürchte für Macdonald. Er ist brav, er ist gut, mir ergeben, aber er ist nicht glücklich.“ 24 Stunden später wußte er bereits, daß er sich in dieser Befürchtung nicht getäuscht hatte. Am 23. war Oudinot bei Großbeeren, am 26. Macdonald an der Katzbach aufs Haupt geschlagen worden.

□ □ □

Von Dresden bis Kulm.

Am 28., 29. und 30. August zog sich die Armee der Verbündeten über das Erzgebirge nach Böhmen zurück. Auf die Einzelheiten dieses Rückzuges sei nicht näher eingegangen. Die Ereignisse bei der Ostkolonne gehören bereits zur Schilderung der Schlacht von Kulm, für alle übrigen Teile genügt es, zu bemerken, daß den Heeren der Verbündeten nichts an Leid und Entbehrung erspart blieb, was einer bis ins Mark erschütterten Armee bei einem Rückzuge durch ein armes, ausgehungertes Gebirgsland beschieden sein kann. Die Berichte der Führer lauten in jenen Tagen so trostlos, daß man die Überzeugung gewinnt, der Gegner hätte das Heer durch eine energische Verfolgung vernichten können. Daß diese energische Verfolgung unterblieb, das ist ein Rätsel in der Lebensgeschichte Napoleons, schwer zu lösen, wie kein zweites. Die verschiedenen Geschichtschreiber haben je nach ihrer Tendenz mancherlei Gründe aufgeführt, selbst ein plötzliches Unwohlsein mußte für die scheinbaren oder wirklichen Versäumnisse des Kaisers am 28., 29. und 30. August herhalten. Einige, unter ihnen auch York, wollen aus der Angelegenheit ableiten, daß des Kaisers Genie damals bereits seinen Höhepunkt überschritten hätte. Es würde zu weit führen, auf diese Frage näher einzugehen. Doch wer den Imperator bei Lützen, bei Bautzen, bei Dresden gesehen —, und wer ihn dann wieder sieht im Frühjahr 1814 auf den Schlachtfeldern von Nordfrankreich, dem wird es schwer genug, zu glauben, daß sich der Genius dieses einzigen Mannes bereits im Rückgange befunden hätte. An einem Punkte Sieger ohne klare Vorstellung von der Größe seines Erfolges, an zwei andern Punkten geschlagen und im Lebensnerv der Armee bedroht, sah sich der Kaiser durch die Verhältnisse gezwun-

gen, auf die Früchte zu verzichten, die seiner Armee vielleicht jenseits des Erzgebirges winken mochten. Die vielberufene „innere Linie“ versagte und das Talent seiner Unterführer und das Gefüge seiner Armeen; der Mann der Jahrhunderte durfte mit diesem brüchigen Schwert nicht mehr so mächtig ausholen, wie in vergangenen Zeiten...

Der Ausgang der Schlacht von Dresden hatte im mühselig aufgeführten Gebäude der Koalition einen tiefen Riß erzeugt; ein Zusammenbruch schien fast unvermeidlich. Im Lager der Führer traten die längst bestehenden Gegensätze in bitterster Form zutage. Man warf dem Fürsten Schwarzenberg und seinen Generalen offen vor, sie hätten das Unglück von Dresden verschuldet, und klagte die österreichische Armee an, sie habe vor dem Feinde ihre Pflicht nicht getan. Somini selbst erzählt in seinen Memoiren, er hätte einmal über die österreichischen Führer so scharf geurteilt, daß er sich nachher bei seinem Begleiter, dem Lord Chatcart, entschuldigen zu müssen glaubte, „aber wo das Schicksal dreier Armeen, der Ruhm dreier Monarchen und seine eigene Ehre auf dem Spiele seien, könne er unmöglich seine Worte auf die Wagschale legen.“ Dem Kaiser Alexander wurde natürlich wieder bei allen Gelegenheiten zugeflüstert, wie ganz anders die Sachen stünden, wenn er den Oberbefehl innegehabt hätte. Und der Zar soll sich sogar in vertrauten Kreisen geäußert haben, daß er sich dieser Anschauung nicht länger verschließen und den Befehl nunmehr selber führen werde.

Am 28. August kam es in Altenburg zu einer öffentlichen Szene zwischen dem General en chef Fürsten Schwarzenberg und dem Kommandierenden der preußisch-russischen Armee Grafen Barclay, der auf eigene Faust die Rückzugslinie seiner Korps auf die Dippoldiswalder Straße verlegt und damit nicht nur die an sich genug großen Reibungen noch bedeutend vermehrt, sondern auch die Truppen Württembergs und die Teplitzer Straße völlig exponiert hatte. Der Kommandierende, der unter diesen Verhältnissen um so mehr litt, als er — wie ihm nicht verborgen blieb — auch in der eigenen Armee an Vertrauen eingebüßt hatte, entschloß sich an diesem Tage, beim Kaiser Franz in aller Form die Kabinettsfrage zu

stellen. Das Schreiben des Fürsten spiegelt in klarer Weise den Gemütszustand wider, in dem er und sein Stabschef sich befanden. Schwarzenberg schildert zuerst den Zustand der Armee. Wenn er auch noch keinen klaren Überblick habe, daß eine Wisse er, daß die Armee durch Hunger, Kälte und Mässe vollständig herabgekommen sei und sich hinter der Eger erst wieder konsolidieren müsse. Besonders der Mangel an Artillerie und Artillerieoffizieren sei groß und General Frierenberger, der Artilleriedirektor, hätte seinen Posten nur schlecht ausgefüllt; man möge statt seiner den Erzherzog Max oder den General Reiszner mit diesem Amte betrauen. Dann heißt es: „Mein eigenes Verhältnis betreffend, bin ich Eurer Majestät, dem Staate und meiner eigenen Ehre folgende Bemerkungen schuldig. Se. Majestät der Kaiser von Rußland, für seine eigene Person mit dem besten Willen und der besten Einsicht begabt, verläßt mich weder im Hauptquartiere noch selbst in Augenblicken des Gefechtes; er erlaubt mit der höchsten Nachgiebigkeit fast jedem General in den dringendsten Augenblicken jeden Rat und jede Bemerkung, teilt sie mir dann mit und setzt mich dadurch häufig in einen Zustand von Verwirrung und von einander widersprechenden Ansichten, der an sich schon und ganz besonders dadurch den Geschäften nachtheilig wird, daß ich öfters, aus unumstößlichen Gründen veranlaßt, zu einer Nachgiebigkeit selbst in Hauptansichten genötigt bin, deren Nachteil wir leider schon jetzt zu deutlich sehen. Der General Barclay hat durchaus weder Sinn für Gehorsam, noch für Geschäfte und ist dabei in hohem Grade eifersüchtig. Es entsteht daraus das große Unglück, daß nicht allein auf ihn und seine Truppen durchaus nie mit Bestimmtheit zu rechnen ist, sondern auch daß die Generale Wittgenstein und Kleist meine Befehle ein für allemal zu spät und häufig so ganz widersprechend erhalten, daß daraus bereits jetzt die allerunglücklichsten Folgen entstanden. Alles dieses, verbunden mit tausend dabei unvermeidlichen Unannehmlichkeiten, macht es mir rein unmöglich, für die so hochwichtigen Folgen einer Unternehmung einzustehen, wo von dem Wohl und der Existenz der Monarchie die Rede ist. Ich finde mich daher in der unbedingten Not-

wendigkeit, Eure k. k. Majestät alleruntertänigst zu bitten, entweder den Kaiser von Rußland zu vermögen, daß er die Armee verläßt, den General Barclay entfernt und die Korps Kleist, Wittgenstein und Miloradowitsch, jeden für sich, an meine unmittelbaren Befehle verweist, oder einem andern das Kommando der Armee anzuvertrauen, der mit den Talenten eines Generals die übermenschlichen physischen und moralischen Kräfte verbindet, die zur möglichen Ausführung wichtiger Operationen unter so ganz widrigen Umständen gehören.“ Auch der Generalstabschef Radeky folgte dem Beispiele seines Kommandierenden und stellte sein Amt dem Kaiser zur Verfügung.

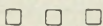
Im Hoflager des Kaisers Franz stand man diesen Schritten der Generale kaum unvorbereitet gegenüber. Ganz Oesterreich war aufs höchste bestürzt, als der unglückliche Ausgang der Schlacht von Dresden bekannt wurde. Besonders in Böhmen, wo man unter dem unmittelbaren Eindrucke der Katastrophe stand, erreichte der Schrecken den Charakter einer großen Panik. Viele Einwohner des Egertales zogen es vor, schon jetzt ihr Habe zusammenzunehmen und nach Prag oder sonst nach dem Innern des Landes zu flüchten; die Straßen waren mit Flüchtlingen und mit Wagen aller Art angefüllt, im ganzen Lande konnte man kaum mehr ein Pferd aufreiben. Am 29., einem Sonntag, wurden überall Bittgänge gehalten — die Katastrophe des Jahres 1809 stand aller Welt vor Augen. Auch im Kabinett des Kaisers bangte man für die nächste Zukunft. Die Erfahrungen, die man bis jetzt mit der Koalition gemacht, waren gewiß nicht danach angetan, besonderes Vertrauen einzulösen. Und Metternich dachte schon daran, die nie ganz zurückgenommene Hand Napoleons wieder zu ergreifen, und willigte, mit gewissen Vorbehalten, bereits ein, Prag neutral zu erklären und einen Friedenskongreß zu beschicken. Den Verbündeten kam diese Angelegenheit naturgemäß im höchsten Grade ungelegen. Noch hatten nicht alle preussischen Truppen die Höhen von Dresden verlassen, als König Friedrich Wilhelm bereits nach Teplitz abreiste, um hier vor allem mit dem Kaiser Franz Rücksprache zu pflegen und ihn vor Schritten zurückzuhalten, die das

Unglück der Koalition, das Verderben Preußens sein mußten. Aber eine glückliche Schicksalswendung fügte es, daß nach zwei bangen Tagen alle Besorgnis schwand und das Bündnis der drei Mächte mit einem Schlage neu gefestigt wurde, stärker denn früher. Der 29. und 30. August vereinigte Teile aller drei Armeen auf dem Schlachtfelde von Kulm zu einem glänzenden Sieg über das von Kaiser Napoleon verlassene Korps Vandammes. Dieser Erfolg, vereint mit den Freudebotschaften von Großbeeren und von der Katzbach, half den verbündeten Armeen und ihren Fürsten, über das Ungemach von Dresden hinwegzukommen. Schon wenige Tage später schloß sich zu Teplitz ganz Europa auch formell zu einem innigen Bündnis gegen den Korsen zusammen.

„Rüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß.“ Vor Dresden hatte es fast den Anschein, als sollte Goethe mit diesem Ausspruche recht behalten. Aber schon wenige Wochen später mußte er erschüttert im Epilog zu Ditz „Graf von Esser“ zugestehen:

„Der Mensch erlebt, er sei auch wer er mag —
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!“

Es waren das mehr als bloß ahnungsvolle Worte. Denn an dem Tage, an dem der Große von Weimar sie bebenden Herzens niederschrieb, erfüllte sich in den Ebenen von Leipzig das Schicksal des Eroberers!



Anhang.

Kriegsgliederung

der böhmischen Hauptarmee unter Kommando des Feldmarschalls Fürsten zu Schwarzenberg vor der Schlacht bei Dresden *).

Österreicher.

Unter Kommando des Feldzeugmeisters Ignaz Grafen Gyulai.

1. Leichte Division Moriz Liechtenstein (Brigaden Hardegg und Scheithel): je 1 Bataillon Jäger Nr. 1, 2 und 7, 1 Bataillon Broder Grenz-Infanterie-Regiment, je 6 Eskadronen Kaiser-Chevaulegers und Vincent-Chevaulegers, 2 Kavallerie-Batterien; zusammen 4 Bataillone und 12 Eskadronen mit 5487 Mann und 1544 Pferden.

2. Leichte Division Bubna, einstweilen Graf Neipperg (Brigaden Klebelsberg, Neipperg): je 1 Bataillon Jäger Nr. 6 und Nr. 5, 1 Bataillon Peterwardeiner, je 6 Eskadronen Liechtenstein-Husaren, Kaiser-Husaren, Blanckenstein-Husaren, 2 Kavallerie-Batterien; zusammen 3 Bataillone und 18 Eskadronen mit 5292 Mann und 2303 Pferden.

1. Linien-Division Colloredo (Brigaden Ghiesbreght, Colloredo, Andrássy): je 2 Bataillone de Vaur und Troon, je 1 Bataillon Argenteau und Erbach, je 3 Bataillone Czartoryski und de Ligne, 3 Brigade-Batterien; zusammen 12 Bataillone mit 12.865 Mann.

2. Linien-Division Weissenwolff (Brigaden Follsch, Grimmer, Herzogenberg): je 3 Bataillone Kaiser und Rottulinsky, 1 Bataillon Frelich, je 2 Bataillone Kolo-

*) Original: Kriegsarchiv Wien, Feldbatten 1813.

wrat, Würzburg und Erzherzog Ludwig, 3 Brigade-Batterien; zusammen 13 Bataillone mit 12.872 Mann.

3. Linien-Division Civalart (Brigaden Quosdanovich, Giffing, Reichlin): 1 Bataillon Keuß-Plauen, je 2 Bataillone A. Gyulai, Strauch, Bellegarde, Weidenfeld und J. Gyulai, 3 Brigade-Batterien; zusammen 11 Bataillone mit 9715 Mann.

4. Linien-Division Alois Liechtenstein (Brigaden Luxemburg, Mecsery, Mumb): je 2 Bataillone Kaunitz, W. Colloredo, Keuß-Greiß, Vogelsang, Erzherzog Rainer und Lusignan, 3 Brigade-Batterien; zusammen 12 Bataillone mit 12.620 Mann.

1. Reserve-Division Chasteler (Brigaden Koller, Murray): je 1 Grenadier-Bataillon Obermayer, Czarnotsky, Berger, Oklopfia, Habiany, Portner, Fischer und Reuber, 2 Brigade-Batterien; zusammen 8 Bataillone mit 6175 Mann.

2. Reserve-Division Bianchi (Brigaden Mariassy, Ph. Hessen-Homburg, Quallenberg): je 2 Bataillone Hessen-Homburg, Simbschen, Hiller, Colloredo-Mannsfeld, Esterházy und Davidovich, 3 Brigade-Batterien; zusammen 12 Bataillone mit 10.285 Mann.

Unter Kommando des Generals der Kavallerie Erbprinzen Hessen-Homburg.

1. Kavallerie-Division Nostiz (Brigaden Rothkirch, Kronherr): je 4 Eskadronen Erzherzog Franz-Kürassiere, Kronprinz Ferdinand-Kürassiere, Sommariva-Kürassiere und Hohenzollern-Kürassiere.

2. Kavallerie-Division Lederer (Brigaden Desfours, Raigecourt): je 4 Eskadronen Kaiser Kürassiere, Erzherzog Johann-Dräger und Levenehr-Dräger, 6 Eskadronen Riesch-Dräger.

3. Kavallerie-Division Schneller (Brigaden Zechmeister, Hessen-Homburg): je 6 Eskadronen Hohenzollern-Chevaulegers und O'Reilly-Chevaulegers, je 6 Eskadronen Hessen-Homburg-Husaren und Riemayer-Husaren.

1. bis 3. Kavallerie-Division: zusammen 58 Eskadronen mit 7899 Mann und 7899 Pferden.

Reserve-Division Feldmarschalleutnant Crenneville (Brigaden Greth, Haecht): je 1 Bataillon Warasdiner-Kreuzer, Warasdiner-St. Georger, Gradiskaner, Deutsch-Banater und Walachisch-Illyrier, je 6 Eskadronen Klenau Chevaulegers und Rosenberg-Chevaulegers, 1 Positions-Batterie, 1 Kavallerie-Batterie; zusammen 5 Bataillone, 12 Eskadronen mit 7485 Mann und 1659 Pferden.

Extrakorps: 13 Kompagnien Artillerie, 15 Kompagnien Handlanger, 16 Kompagnien Pioniere, 1 Kompagnie Pontoniere, 4 Kompagnien Sanität, 4 Kompagnien Stabs-Infanterie und 2 Eskadronen Stabs-Drager; zusammen 43 Kompagnien und 2 Eskadronen mit 6924 Mann und 14 Pferden.

Reservekorps des Generals der Kavallerie Grafen Klenau.



1. Leichte Division Mesko (Brigaden Baumgarten, Szecsen): je 1 Bataillon Walachen Nr. 1, Deutsch-Banater und Walachisch-Illyrier, 6 Eskadronen Palatinal-Husaren, 3 Bataillone Beaulieu, 6 Eskadronen Erzherzog Ferdinand-Husaren und 1 Kavallerie-, 1 Brigade-Batterie.

1. Linien-Division Mayer von Heldenfeld (Brigaden Haugwitz, de Best, Czerwenka): 3 Bataillone Moiss Liechtenstein, je 2 Bataillone Coburg, Erzherzog Karl, Kerpen, Macquant und St. Julien, 3 Brigade-Batterien.

2. Linien-Division Hohenlohe-Bartenstein (Brigaden Schaeffer, Splenyi): je 2 Bataillone S. Colloredo, Zsch, Württemberg und Lindenau, 2 Brigade-Batterien.

1. Kavallerie-Division Feldmarschalleutnant Mohr: je 4 Eskadronen Albert-Kürassiere und Lothringen-Kürassiere.

Korps Klenau: zusammen 26 Bataillone und 20 Eskadronen mit 28.518 Mann und 2663 Pferden.

Extrakorps: 8 Kompagnien Handlanger, 1191 Mann und 1 Kompagnie Pioniere, 107 Mann.

Korps Merveldt in Theresienstadt: Je 1 Bataillon Argenteau, Kolowrat, Erbach, Vogelsang, Erzh. Rainer, Reuß-Plauen und Frelich; je 2 Bataillone Frelich-Landwehr und Kolowrat-Landwehr, 2 Eskadronen Levenehr-Drager, 2 Kompagnien Artillerie; zusammen 11 Bataillone, 2 Kompagnien und 2 Eskadronen mit 11.641 Mann und 258 Pferden.

Artilleriereserve: 2 dreipfündige Brigade-Batterien, 2 sechspfündige Positions-Batterien, 8 zwölfpfündige Positions-Batterien, 2 achtzehnpfündige Positions-Batterien, 4 Kavallerie-Batterien.

Totalsumme: 135 Füsilier-Bataillone, 8 Grenadierbataillone, 54 Kompagnien, 124 Eskadronen mit 139.076 Mann, 16.342 Pferden und 368 Geschützen.

Russen.

Kommandierender General: General der Infanterie Graf Barclay de Tolly.

General der Kavallerie Graf Wittgenstein: 1. Infanteriekorps, 5. und 14. Infanterie-Division; zusammen 21 Bataillone und 36 Geschütze. 2. Infanteriekorps: 3. und 4. Infanterie-Division; zusammen 21 Bataillone und 60 Geschütze. Kavalleriekorps Graf Pahlen: 26 Eskadronen.

Großfürst Konstantin: Grenadierkorps 1. und 2. Division; zusammen 21 Bataillone, 1 Batterie und 2 leichte Kompagnien. Garde zu Fuß 1. und 2. Division; zusammen 18 Bataillone, 1 Batterie und 2 Kompagnien. Kavalleriekorps Fürst Galizin: 72 Eskadronen, 3 reitende Batterien. Preussische Garde, 8 Bataillone, 11 Eskadronen. Totalsumme 89 Bataillone, 109 Eskadronen.

Preußen.

Kommandierender General Generalleutnant v. Kleist. 9. Brigade: 10 $\frac{1}{2}$ Bataillone, 4 Eskadronen, 8 Geschütze. 10. Brigade: 10 Bataillone, 4 Es-

kadronen, 8 Geschütze. 11. Brigade: 10 $\frac{1}{2}$ Bataillone, 4 Eskadronen, 8 Geschütze. 12. Brigade: 14 Bataillone, 4 Eskadronen, 8 Geschütze. Kavalleriereserve 28 Eskadronen. Artilleriereserve 72 Geschütze. Totalsumme: 45 Bataillone, 44 Eskadronen, 104 Geschütze.

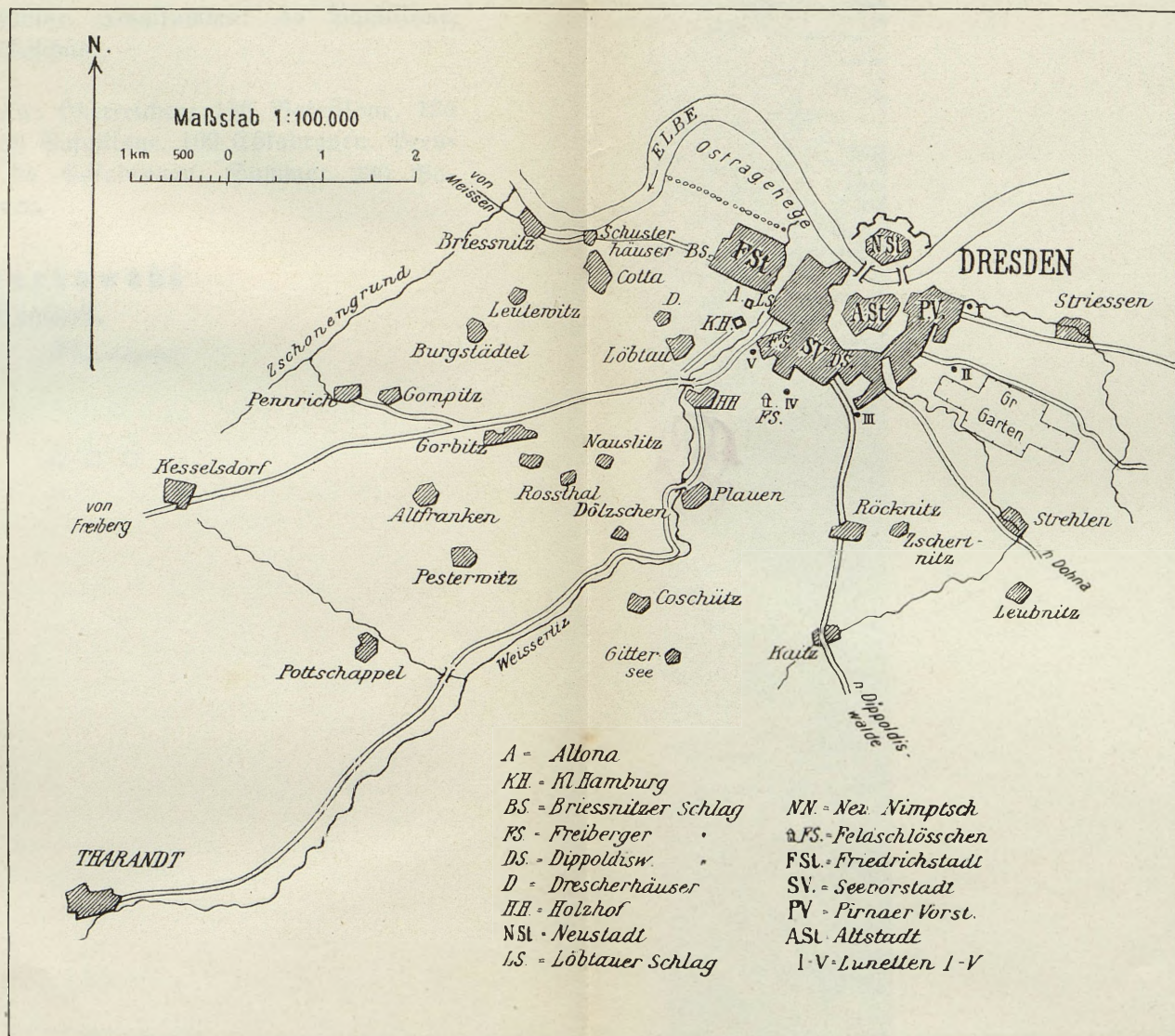
Rekapitulation: Österreicher: 146 Bataillone, 124 Eskadronen. Russen: 89 Bataillone, 109 Eskadronen. Preußen: 45 Bataillone, 44 Eskadronen. Summe: 280 Bataillone, 277 Eskadronen.

Wilhelm Łyczkowski
Privat-Bibliothek.

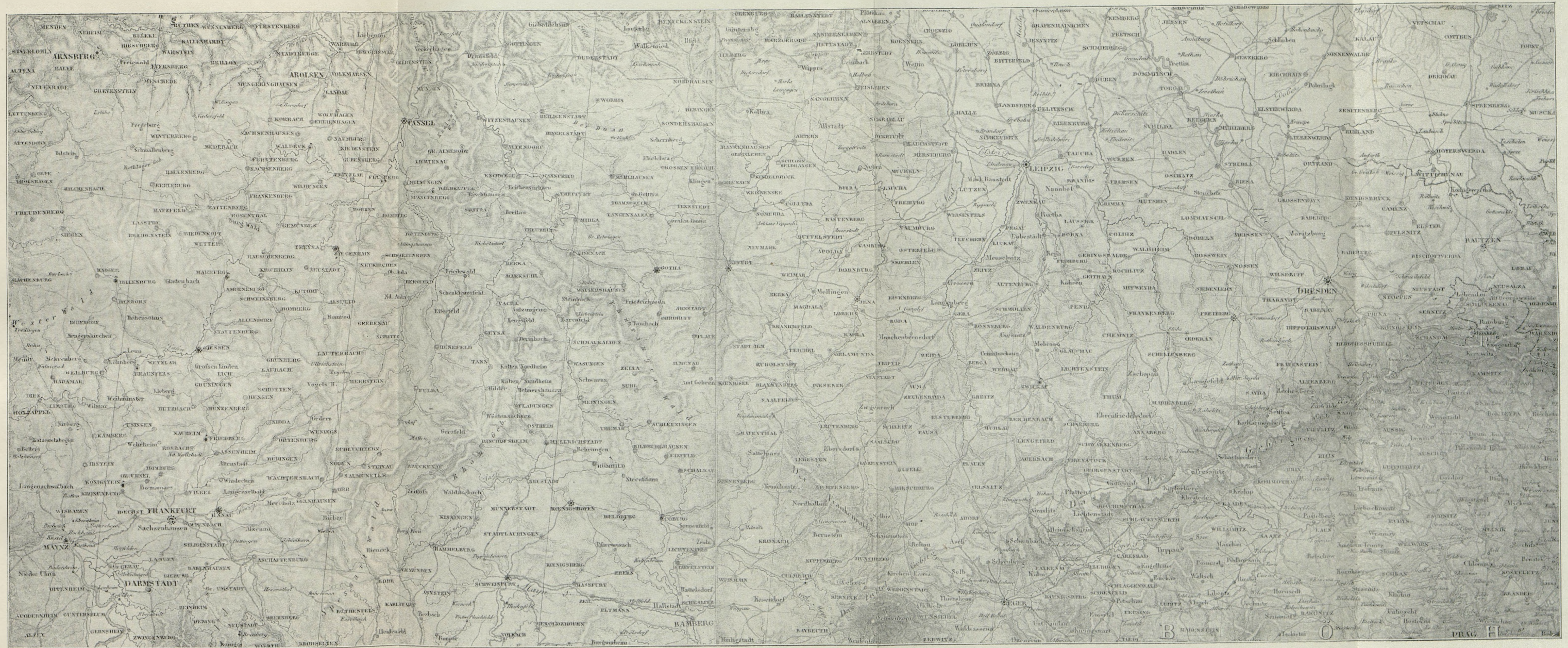
H. Nro. _____ F _____ Nro. _____

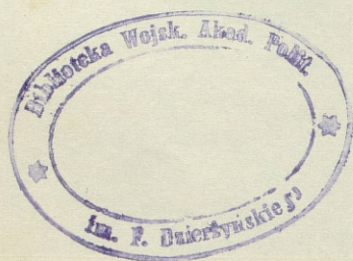
□ □ □

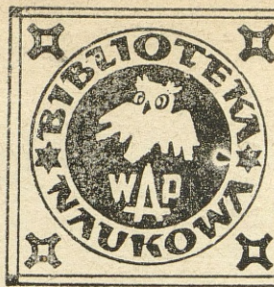
Dresden im Jahre 1813.



Übersichtskarte zu den Kämpfen der Hauptarmee im Jahre 1813.







38585/
12.